Ferd. Schmidt's
Volks-Erzählungen
und
Schilderungen.



Zweites
Bändchen.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.



Der alte Theil des Königl. Schlosses zu Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Volkserzählungen

und

Schilderungen aus dem Berliner Volksleben.

Von

Ferdinand Schmidt.

Zweites Bändchen.

Mit 4 Bildern von L. Löffler.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1868.

Den Schulmännern Berlins

gewidmet.

„— — — — — — — — — — —
Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz."

Ein Baumeister.

1. Im großen Berliner Handwerker-Vereine.

Wie die Schnecke in ihrem Bau stecken wir in der mehr oder minder kleinen Welt unsers Wissens, und nicht selten geberden wir uns, als sei unser Schneckenhaus die Welt. Es ist heilsam, uns recht oft daran zu erinnern, daß es außer der kleinen Welt unseres Wissens eine große Welt des Wissens giebt, daß, so viel der Himmel höher ist als die Erde, das Allgemein-Wissen höher, umfangreicher als das Wissen des Einzelnen ist. Eine solche Erinnerung, ernstlich von uns in's Auge gefaßt, ist dazu angethan, uns bescheidenen Sinnes zu machen und zu erhalten.

So ungefähr lautete die Aeußerung eines Freundes, als wir Beide einen Saal verließen, in dem von einem Baumeister ein Vortrag gehalten worden war.

Wir hatten das Auftreten eines berühmten Chemikers erwartet, als der damals noch in voller Manneskraft wirkende Vorsitzende Steinert ankündigte, Jener sei erkrankt, und es werde der erwähnte Baumeister seine Stelle einnehmen und über ein Thema aus dem Gebiete der Baukunde sprechen.

Darauf hin war ich Willens, den Saal zu verlassen. Der Vortragende wird, sagte ich mir, über Mörtelbereitung, über das Brennen von Backsteinen, über die Dicke des Mauerwerks und über Aehnliches reden; was kümmert das mich? —

Mein Freund dachte wie ich, und wir hätten unzweifelhaft das Feld geräumt, wenn nicht der Vortragende der Ankündigung zu schnell gefolgt, und unser Platz der Flucht weniger ungünstig gelegen gewesen wäre.

Es sollte unser Bleiben uns jedoch nicht gereuen. Der Baumeister war ein schon bejahrter Mann von würdigem Aussehen, so daß seine Erscheinung von vorn herein für ihn einnahm. Und er sprach mit so vollkommener Klarheit und bot den Hörern in seiner Rede einen so vortrefflichen Inhalt dar, daß schließlich die ganze Versammlung in enthusiastische Beifallsrufe ausbrach.

Meine Befürchtungen, von denen ich oben sprach, waren schon durch den einleitenden Satz seines Vortrages beseitigt, indem er die Baukunde „die steinerne Sprache der sich entwickelnden Menschheit“ nannte, die von ihrem ersten kindlichen Lallen bis zu ihren großartigen Gedichten zu verfolgen er sich zur Aufgabe gestellt habe. Nun eröffnete er uns die Hallen der ältesten Geschichte und zeigte uns zunächst die Menschheit auf der niedrigsten Stufe der Entwickelung. Auf derselben empfindet der Mensch lediglich das Bedürfniß, sich zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung eine Wohnung zu bereiten. Hier tritt ausschließlich — und zwar obendrein in der ersten rohesten

Form — die handwerkerliche Seite der Bauthätigkeit auf. Wo nun Gemeinschaften entstanden, geschah es, daß Einzelne durch Klugheit im Rathe und Tapferkeit gegen den Feind sich hervorthaten; ihnen erkannte die allgemeine Stimme die Führerschaft zu. Schieden sie nach rühmlich vollbrachten Thaten aus dem Leben, so folgten ihnen Liebe und Bewunderung; die Stätte, die ihre Asche barg, ward durch einen mächtigen Erdhügel bezeichnet, oder man wälzte kolossale Steinmassen darüber. So schufen Bewunderung der Heldennatur und Dankbarkeit für empfangene Wohlthat die erste Form des Denkmals.

Die in der Menschenbrust gezeitigten Empfindungen der Bewunderung, des Vertrauens, der Dankbarkeit führten auf einen andern Gegenstand. Die Verehrung der Heldennatur war im Grunde Nichts, als die Verehrung eines hochbegabten geistigen Wesens. Doch war die Sphäre der Wirksamkeit dieses Wesens beschränkt gegenüber dem unsichtbaren Walten in der Natur, und es erwachte die Ahnung in der Menschenbrust, es müsse noch eine ungleich höhere Macht vorhanden sein, als die sei, der man in dem bewunderten Helden seinen Tribut zolle. So entwickelte sich — äußerlich sich in den verschiedensten Formen ausprägend — der Glaube an die Gottheit und mit diesem Glauben die Verehrung des höchsten Wesens. Aber auch für dieses höchste Wesen begehrte man eine Stätte zu haben, die besonders geeignet sei, sein zu gedenken, zu ihm zu flehen, ihm Opfer darzubieten. So entstand der Altar.

Man beachte wohl den Unterschied, der zwischen der

Entstehung der Wohnung einerseits und des Denkmals und des Altars andererseits liegt. Die Wohnung entstand lediglich aus dem Bedürfniß, den Körper vor den Unbilden der Witterung zu schützen. Die dahin zielende Thätigkeit hielt den Menschen noch innerhalb der thierischen Sphäre gebannt. Bewunderung einer hohen und höchsten Macht dagegen rief das Denkmal, rief den Altar in's Dasein.

Nach der gewöhnlichen Redeweise heißt es, der Altar sei die Stätte der Anbetung; aber was ist Anbetung im Grunde Anderes, als hingebendste Bewunderung, deren der Mensch auf der von ihm erreichten Stufe fähig ist? — Der Altar stand zu Anfange im Freien, in einem in der Ebene gelegenen Haine oder auf einem Berge. War nicht auch er den Einflüssen zerstörender Natur-Elemente ausgesetzt? In dem Maße nun der Altar eine bessere Gestalt gewann, die Kunst demnach — wenn auch in den schwächsten Anfängen — sich an ihm bemerkbar machte, in dem gleichen Maße entstand auch der Wunsch, den Altar selbst gegen jene verderblichen Einflüsse zu schützen. Das Mittel war ja schon gefunden: die menschliche Wohnung. Man umbaute den Altar, und — der Tempel war da!

Der Tempel wurde nun als Wohnung des Gottes betrachtet, die demnach durch eine Kluft geschieden war von der menschlichen Wohnung. Blieb letztere längere Zeit noch in dem Bereiche rohester handwerkerlicher Thätigkeit, so umrankte die Kunst — langdauernde Entwickelungsstufen nöthig habend — Tempel und Altar.

Denkmal, Altar und Tempel waren gleichsam Grenzsteine in der Geschichte der Menschheit, die den Abschluß einer Epoche und den Beginn einer zweiten verkündeten; waren Symbole dafür, daß die Menschheit das thierische Dasein überwunden habe und in das Bereich menschlichen Daseins eingetreten sei, das eine Welt der Entwickelung eröffnet.

Der Vortragende ließ es auch nicht an vortrefflichen Nutzanwendungen fehlen. Dieselben Gesetze, sagte er unter Anderem, die im Völkerleben walten, machen sich auch im Einzelmenschen geltend. Mit dem begeisterten Aufblick auf das Vollkommnere, auf das Ideale, gehöre es nun dem intellectuellen, dem sittlichen oder dem Kunstleben an, beginne auch bei dem Einzelnen eine höhere Daseins-Epoche. Denkmal, Altar und Tempel seien auch für ihn Grenzmarken zwiefachen Seins, Symbole, die seinen Eintritt in ein höheres menschliches Dasein bekundeten. Wie ohne das Vorhandensein und die Wirkung des Himmels auf unsere Erde kein Leben dem Boden entsprießen würde, so könne auch von einer selbstständigen freien, naturgemäßen, ihm selbst und Andern Heil bringenden Entwickelung derjenigen Menschenseelen nicht die Rede sein, denen es an höherem Aufschwunge, an Idealen fehle.

Wieder auf den Gegenstand seines Vortrages zurückgehend, zeigte nun der Baumeister, wie an der Entwikkelung des Tempelbaues der alten Völker genau die Entwickelung ihres Kulturlebens zu verfolgen sei; er führte die indischen, darauf die ägyptischen, endlich die griechi-

schen Tempel vor und schloß mit einer begeisterten Schilderung des von dem berühmten Meister Phidias erbauten athenischen Burgtempels, von dem der Dichter sagt:

> „Nimmer wird Eos Reicheres schauen
> Und nicht Göttlicheres!“

eines Tempels, der von Allen, die sich die Kunst erworben haben, die Lapidarschrift der Bauwerke zu lesen, als der getreueste Abdruck der erlangten hohen Vollendung des griechischen Staats- und Volkslebens betrachtet wird.

Der Baumeister beendete seinen Vortrag mit der Wiederholung seines Eingangssatzes: Die Baukunst ist die steinerne Sprache der sich entwickelnden Menschheit.

Wie ich schon bemerkte, war ich freudig erregt, als ich nach dem Gehörten den Handwerkerverein verließ, und zwar dies aus mehrfachen Gründen. Der Handwerkerverein zählte damals schon über zwei Tausend Mitglieder, zumeist junge und vorzugsweise auch dem Handwerkerstande angehörige Leute. Welch ein Segen, sagte ich mir, liegt in der Stiftung dieses Vereins! Die Mitglieder hören in jeder Woche mehrere vortreffliche Vorträge, haben Gelegenheit, in jeglichem Wissen und Können an bestimmten Abenden Unterricht zu empfangen, werden erfreut durch Musik- und Gesangvorträge, denen auch ihre Angehörigen beiwohnen dürfen, und treten in Berührung mit einer Zahl gebildeter Menschenfreunde! Ich sann darüber nach, was wohl die jungen Leute, die heut aufmerksam dem schönen Vortrage gelauscht hatten, in derselben Zeit in dem an Gelegenheit zu Verführungen aller

Art so reichen Berlin unternommen haben würden, wenn der Verein nicht vorhanden wäre. —

Aber nicht minder hatte der Vortrag selbst mich freudig erregt. Ich gestehe es, daß ich bis dahin über die Bedeutung der Baukunde gänzlich im Unklaren gewesen war. Meine Befürchtung war, wie ich oben schon andeutete, dahin gegangen, es werde sich etwa um eine auf Fuß und Zoll und auf Bezeichnung des Materials und des Preises hinauslaufende Veranschlagung eines projectirten Baues handeln. Wie Schuppen war es mir von den Augen gefallen, und ich erkannte, daß die Baukunde ein bedeutsamer Zweig der Wissenschaft sei, berufen, über manche dunkle Stellen der Geschichte vergangener Zeiten Licht zu verbreiten. So wirkt ein Zweig der Wissenschaft auf den andern. Früher war ein Geschichtswerk *) fast Nichts als eine statistische Zusammenstellung der Namen regierender Fürsten-Familien und eine Aufzählung von Schlachten und Grenzveränderungen. Gelegentlich wurde allenfalls eines Kometen, einer Hungersnoth, eines „großen Sterbens“ Erwähnung gethan. Von der Seele des Volkes, von den sich verändernden Kultur- und Sittenzuständen innerhalb desselben war fast so gut wie nicht die Rede.

Wie anders schon die neuere Geschichtsschreibung! Aber

*) Ich habe hier die Geschichtswerke im Auge, die nach der klassischen Zeit entstanden, nicht die der Alten, aus denen wir erst haben lernen müssen, und aus denen wir immer noch zu lernen haben, was es heißt, ein Geschichtswerk zu schreiben.

zwei Specialzweige der Wissenschaft finden nach meinem Dafürhalten noch bis heute in der Geschichtsschreibung zu geringe Berücksichtigung: die Costümkunde und die Baukunde. Beide haben sich selbst bis in das Gebiet der Geschichtsforschung erhoben, und sie bieten der Geschichtsschreibung fertiges Material zur Mitverwendung. So lange die Geschichtsschreibung davon nicht genügenden Gebrauch macht, rathen wir Allen, die geschichtliche Belehrung suchen, neben der Lectüre der besseren Geschichtswerke auch noch die Werke von Kugler, Lübke, Jac. Falke, J. Zöllner, Mothes und Luckenbacher als hochwichtige Quellen der Belehrung zu beachten. *)

2. Alt-Berlin.

Aus dem so eben Dargelegten wird der Leser, wie ich hoffe, die Ueberzeugung geschöpft haben, daß die eben gethane Bemerkung, als habe mich mein Verbleiben im Vereine, den ich in der Absicht, einen berühmten Chemiker zu hören, ein Mal als Gast besucht hatte, nicht gereut, keine bloße Redensart war, auch wird er nunmehr die von meinem Freunde gethane Eingangsbemerkung zu würdigen wissen. Wie ihm, hatte sich auch mir urplötzlich ein ganz neues, reiche Ausbeute verheißendes Feld der Erkenntniß eröffnet, von dessen Vorhandensein mir bis

*) Fr. Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte. — Wilh. Lübke, Geschichte der Architectur. — Jak. Falke, Trachten und Modenwelt. — Zöllner, Mothes und Luckenbacher, Die Baukunst bei allen Völkern.

dahin auch noch nicht ein Mal eine Ahnung in die Seele gekommen war. Kann auch der an Wissen Reichste noch in eine ähnliche Lage kommen? Gewiß! Und da will noch der Einzelne stolz und hochmüthig sein, während doch nur ein kleines Maß von Denkkraft nöthig erscheint, um aus der Geschichte des eigenen inneren Fortschreitens die Wahrheit zu erkennen, daß das auf dem Gebiete des Wissens und der Erkenntniß Errungene gegenüber dem, das noch zu erringen bleibt, nur ein unendlich kleines Theilchen ist.

Mein Freund dachte und empfand wie ich, auch er sah z. B. von jetzt ab die Bauwerke der Stadt, vorzüglich die sogenannten historischen Gebäude, mit ganz andern Augen an, als es bis dahin geschehen war, und es entstand in uns gleichzeitig der Wunsch, die Geschichte der Stadt in ihren Bauwerken zu studiren. Dazu bedurften wir aber, wollten wir anders nicht auf Irrpfade gerathen oder bei dem Suchen nach den wegezeigenden Schriftquellen unverhältnißmäßig viele Zeit verbrauchen, eines kundigen Führers, eines Mannes, der der bezeichneten Sache schon vollkommen Herr war.

Wer anders, als der geniale Baumeister, der uns einen Lichtweg durch die alte Geschichte gebahnt hatte, konnte uns geeigneter erscheinen, unsern Wünschen Genüge zu thun?

Aber wie, wäre es nicht gegen alle Regeln der Höflichkeit und Bescheidenheit gewesen, wenn wir dem Manne angemuthet hätten, unserer beiden Personen wegen sich

einer doch voraussichtlich nicht wenig zeitraubenden Thätigkeit zu unterziehen?

Wie das Uebel meiden und doch zum Ziele gelangen?

Wir fanden Rath. Als ein großer Unterschied erschien es, den bezeichneten Wunsch im Namen zweier Personen oder im Namen einer größeren Vereinigung auszusprechen! Wir wandten uns an einen Lehrer-Verein, legten dar, was wir wollten, und es hatte sich unser Plan einer so freundlichen Aufnahme zu erfreuen, daß wir nach kurzer Zeit in der Lage waren, dem Herrn Baumeister unsern Wunsch im Namen einer Vereinigung von fünfzig und einigen Mitgliedern vortragen zu können.

Es sei kurz gesagt: wir fanden das freundlichste Entgegenkommen, und unsere historischen Wanderungen in der Stadt — es war für die Woche eine angesetzt — nahmen alsbald ihren Anfang. Wenn ich sage Wanderungen, so ist dies theils buchstäblich, theils aber auch nur figürlich zu nehmen.

Ich müßte ein Buch schreiben, wollte ich mich über den ganzen Inhalt Dessen, was der Herr Baumeister uns bot, auslassen. Hier sei nur so viel erwähnt, wie genügend erscheint, die empfangenen geschichtlichen Belehrungen zu characterisiren.

Der Baumeister führte uns bis in die Zeit zurück, in der Berlin seinen Anfang nahm, in die Zeit der Askanier, dieses prächtigen, aufstrebenden Fürstengeschlechts, das bewußtvoll sich einer Mission unterzogen hatte, deren Keime in der Politik Karl's des Großen, mehr noch in

der der Sächsischen Kaiser zu suchen sind, der nämlich, das Deutschthum und das Christenthum nicht nur in der damals noch zumeist wendischen Mark zu befestigen, sondern Beides weiter nach Osten hin zu verbreiten, einer Mission, die später von den Hohenzollern kraftvoll fortgeführt worden ist.

Zu jener Zeit fanden die von den Askaniern herbeigerufenen deutschen Ansiedler auf der in der Mitte des heutigen Berlin gelegenen Spree-Insel das wendische Dorf Kolne vor, ließen sich in demselben nieder und erbaueten hier eine Pfarrkirche, die, weil sie dem heiligen Petrus, dem Schutzpatron der Fischer, geweiht wurde, den Namen Petrikirche empfing. Aus diesem ursprünglich wendischen Dorfe Kolne, in dem die deutschen Ansiedler bald die Uebermacht gewannen, entstand die Stadt Köln, der heutige Stadttheil Köln.

Geeigneter noch zur Anlage einer Stadt erschien den Deutschen aber bald der jenseits in nördlicher Richtung gelegene Uferrand, „to dem Berlin“ genannt. Sie überschritten die Spree, und es begann der Bau der Stadt Berlin, die jetzt ebenfalls nur als ein Theil der Gesammtstadt Berlin gilt. Auch auf dem Markte Berlins ward eine Kirche gebaut. Die Bürgerschaft weihete sie dem heiligen Nikolaus, dem Schutzpatron der Kaufleute und Schiffer.*)

Schon im dreizehnten Jahrhundert erhielten die vereinigten Schwesterstädte Mauer, Wall und Thore. Auch

*) Der Bau der beiden Kirchen fällt — dies hat die Untersuchung Baukundiger ergeben — in die Jahre 1230—1240.

da, wo das Wasser einen natürlichen Schutz bot, wurden starke Mauern angelegt, außerdem die Flußbreiten, die damals sehr bedeutend waren, durch eingerammte Pfähle eingedämmt, so daß sich auch auf dem Wasser ein leichter Verschluß ermöglichen ließ.

Sächsischen Stammes, wie das Fürstenhaus, war der größere Theil der ersten deutschen Insassen der Mark, namentlich aber Kölns und Berlins. Es wanderten mit ihnen ein die Sprache, die Sitten, der Kultus, das Recht und auch die Bauart ihres sächsischen Heimathlandes.

Daselbst ward mit Bruch- und Werksteinen gebaut. Die Baubeflissenen fanden nun in der Mark in reichlichem Maße ein kostbares, aber freilich auch schwer zu bearbeitendes Baumaterial vor, den Granit.

Kleinere und größere Blöcke lagen in bedeutender Zahl (wie überhaupt damals in der Tiefebene Deutschlands) verstreut in den unabsehbaren märkischen Waldungen umher. Sie waren in unvordenklichen Zeiten, in denen die nordische Tiefebene Deutschlands noch Meeresgrund war, auf den Eisbergen, die die Gewalt des Nordmeeres in den wärmeren Jahreszeiten von den Felsenküsten Skandinaviens und Finnlands losgebrochen hatte, eingewandert und nach dem Schmelzen des Eises niedergefallen, daher sie vielfach auch Wanderblöcke und auch nordische Geschiebe genannt werden.

Von diesem Material wurden erbaut die beiden genannten Pfarrkirchen und die ersten Mauerwerke. Der älteste Theil der St. Nikolaikirche erweist dies heut noch.

(Die Westfront dieser Kirche ist der älteste Architecturrest, welchen Berlin aufzuweisen hat.)

In der Altmark und im Havellande befanden sich aber auch bereits Einsiedler aus andern deutschen Stämmen. Albrecht der Bär, der erste märkische Fürst askanischen Stammes, hatte daselbst niederländische Kolonieen gegründet, und von den Niederländern war eine neue Bautechnik, die sich auf Anwendung des Backsteinmaterials stützte, in die Mark übertragen worden, die mehr und mehr Ausbreitung gewann. Aus ihren Ziegeleien ward schon nach kurzer Zeit das Hauptmaterial für die größeren und kleineren Bauten der Mark entnommen. Das frühere oder spätere Aufhören der Verwendung des Granits zu Bauwerken und das dem entsprechende Auftreten des Backsteinbaues läßt auf die Heimath der Einwanderer, auf die Zeit ihrer Niederlassung, auf ihre Verbreitung u. s. w. ziemlich sichere Schlüsse thun.

Die Kölner und Berliner hielten, während in der Altmark und im Havellande ausschließlich das Baumaterial aus den Ziegeleien entnommen ward, in Bezug auf die Art des Bauens noch etwa ein halbes Jahrhundert an den Gewohnheiten ihrer sächsischen Heimath fest. Endlich faßte der Backsteinbau auch in Berlin festen Fuß, namentlich seit der Zeit, in der das werthvollste Gebäude des Mittelalters in Berlin, die Klosterkirche, von den Franziscanermönchen errichtet ward. Ebenfalls noch vor Abschluß des dreizehnten Jahrhunderts ward von der Bürgerschaft — an der Ecke der Königs- und Spandauer-

straße — ein stattliches Rathhaus, von den Dominicanern auf dem Schloßplatze eine schöne Kirche erbaut. Beide kirchliche Gebäude gaben in ihren einzelnen Theilen Muster und Beispiele für die folgenden Bauten der Stadt.

Wie äußerst belebend waren die Vorträge des Baumeisters, die er uns in einigen Gebäuden hielt! Von einer neuen Seite aus machte sich uns die Wichtigkeit der pädagogischen Regel bemerkbar: Unterrichte anschaulich! — Ueberdies riefen seine meisterhaften Schilderungen früherer Volkszustände gleichsam die heimgegangenen Generationen aus ihren längst verwitterten Gräbern wieder hervor, so daß wir einen tief eingehenden Eindruck der Art und Weise ihres Lebens gewannen.

Doch trotz des bezeichneten Aufschwunges, und trotzdem Berlin nach dem Aussterben des Fürstenstammes der Askanier das Haupt des märkischen Städtebundes geworden war, blieb es doch in Bezug auf Baukunst gegen andere Städte der Mark — es seien genannt: Brandenburg, Stendal, Prenzlau und Frankfurt — entschieden im Rückstande. Wohlhabenheit, ja Reichthum war unter den Kölnern und Berlinern vorhanden, nicht aber in gleichem Maße der künstlerische Sinn, der im Mittelalter vielfach, namentlich an Bauwerken, so Bewundernswürdiges geschaffen hat. Daß in dieser Beziehung in dem traurigen Jahrhundert des Regiments der Bayern und Luxemburger ein Aufschwung nicht eintrat, kann nicht befremden.

Die Hohenzollern markiren ihre Uebersiedelung in die Mark durch den Bau einer festen Burg zu Köln an der

Spree. Ihre erste Aufgabe war die, Gesetz und Recht wieder zur Geltung zu bringen in der verwilderten Mark. Den ersten Anlauf hatten sie gegen den trotzigen Adel zu nehmen. Friedrich der Erste warf die Häupter desselben zu Boden; ein Nachgrollen machte sich freilich noch auf lange Zeit bemerkbar, doch eben nur ein Nachgrollen.

Aber es wäre wahrlich mehr noch als wunderbar gewesen, wenn in den schweren Zeiten des Verfalls der Bürgerstand allein sich von der Verderbniß frei erhalten hätte. Wie es der Adel hinter festen Burgmauern versucht hatte, meinte der Bürgerstand gelegentlich hinter seinen festen Stadtmauern dem Landesfürsten trotzen zu können.

Unter dem zweiten Brandenburgischen Kurfürsten aus dem Hohenzollernschen Geschlechte erfolgte, wie es sich kaum anders erwarten ließ, der Zusammenstoß der landesherrlichen Gewalt mit der Macht des Bürgerstandes. Hatte doch Berlin dem Kurfürsten Friedrich I. das Oeffnungsrecht verweigert! Sobald aber ein Stand im Staate eine Stellung einnimmt, in der er sich der Oberherrschaft der Staatsgewalt zu entziehen vermag, so kann die allgemeine Wohlfahrt nicht gedeihen, mag nun dieser Stand Adel oder Geistlichkeit oder Bürgerstand heißen oder irgend einen andern Namen haben. Friedrich's des Zweiten (des „Eisernen") Stellung zum Bürgerstande war jetzt genau so, wie seines Vaters Stellung zum Adel gewesen war. Zerwürfnisse innerhalb der Bürgerschaft — Streit der „Geschlechter" mit den Bürgern um die größere oder geringere Machtbefugniß — und der eiserne Wille des Kur-

fürsten, Dasjenige, was des Landes Wohlfahrt erheische, durchzuführen, halfen Letzterem zum Siege.

Das äußere Zeichen dafür war nun eben der Bau einer starken Burg zu Köln an der Spree, ein Symbol dafür, daß nunmehr eine leitende Macht in der Mark begründet sei, eine Macht, die nicht nur die so tief gedemüthigte Stadt zu einer der glanzvollsten der europäischen Hauptstädte, die auch das märkische Landgebiet, welches vor ihrem Auftreten so elend war, daß, wie Chroniken sagen, „es Niemand hat haben mögen," zu einem europäischen Großstaate zu erweitern berufen war.

Wie wußte der Vortragende Burg, Klöster, Rathhaus, Bürgerhäuser, Zechstuben, Straßen und Märkte zu beleben mit Vorführung der Menschen jener Zeit! Ritter, Mönche, Nonnen, Bürgermeister, Schöffen, Handwerker aller Art, Stadtknechte, Büttel, Scharfrichter, Thorwärtel u. s. w. — sie alle rief sein Meisterwort gleichsam aus dem Staube in das Leben zurück.

Danach zeigte der Baumeister, wie an dem Wachsen der Hohenzollernburg, an dem weiteren Ausbau derselben sich das Wachsen der Landesmacht markirte.

Ein Stillstand trat ein mit dem Beginne des unseligen Religionskrieges, während desselben sogar ein Verfall, der wiederum sich in deutlichster Weise sichtbar machte an den Gebäuden der Stadt. Das Schloß verödete, Straßen und Plätze boten mehr und mehr einen Anblick des Grauens, die Einwohnerzahl sank von zwanzig Tausend auf sechs Tausend herab.

Aber schon lebte Der, der dem Staate einen neuen, einen gleichsam granitnen Unterbau geben sollte, der Kurprinz Friedrich Wilhelm, der spätere große Kurfürst!

Bis dahin erschloß uns der Baumeister die Geschichte der Stadt. Weshalb nicht weiter? Das soll nicht verschwiegen werden. Hier sei zunächst noch bemerkt, daß der Baumeister mit uns auch Ausflüge in die Provinz unternahm, nach den Ruinen der Klöster Lehnin und Chorin, nach Brandenburg, Joachimsthal, Frankfurt und anderen historisch wichtigen Städten. Auf diese Art wurde uns die Geschichte der Vergangenheit in unverlöschlichen Zügen eingeprägt. Einstimmig waren alle Mitglieder des Vereins darüber, daß diese Art der geschichtlichen Belehrung sich zu dem Unterrichte, den wir seiner Zeit empfangen hatten, verhielt, wie ein in lebendiger Farbengluth vor uns entstandenes Oelgemälde zu einer matten, mit unsicherer Hand ausgeführten Bleistiftzeichnung.

3. Ein guter Rath.

„Rasch tritt der Tod den Menschen an.“ Dieses Wort bewahrheitet sich oft. Auch wir, die Mitglieder des geschichtlichen Vereins, von dem ich erzählt habe, wurden eines Tages in greller Weise an dieses Wort erinnert. Denn als wir uns zur angesetzten Sitzung zusammengefunden hatten, traf die schmerzliche Nachricht bei uns ein, der vortreffliche Herr, der uns so werthvolle Belehrungen über die Geschichte der Stadt hatte zu Theil werden lassen, sei plötzlich aus dem Leben geschieden. Wir haben sein Grab

mit Blumen überdeckt, und wahrlich, sein Andenken wird uns unvergeßlich sein.

Daß ich den Namen des liebenswerthen Mannes nicht nannte und auch jetzt nicht nenne, hat einen besonderen Grund. Der Heimgegangene hatte eine unüberwindliche, nach unserm Dafürhalten zu weit gehende Scheu vor der Oeffentlichkeit. Wie diese sich in ihm bis zu dem bezeichneten Maße entwickelt, und in welcher Weise er es uns zur Pflicht gemacht hatte, sie zu respectiren, gehört nicht hierher. Nenne ich ihn auch jetzt noch nicht, so weiß es der Leser nun, was mich dazu bestimmt.

Eines mit dem Vorhergehenden im Zusammenhange stehenden Vorganges möge hier noch Erwähnung geschehen, der, wie ich hoffe, von dem geneigten Leser näherer Erwägung werth geachtet werden wird.

Folgendes sende ich voraus: Es war mehrfach unter uns auf eine zwar von einer richtigen Grundanschauung ausgehende, aber in der maßlosen Anwendung ihres Kernes zur Carricatur ausgearteten Methode, Heimathskunde zu treiben, hingewiesen worden. Bei uns handelte es sich speciell um die Kunde von Berlin. Man bietet dem Schüler ein Bild der Stadt in ihrer heutigen Erscheinung, und er wird nun mit einer wahren Sündfluth von Notizen aus den verschiedensten Zeiten und aus allen möglichen Wissensgebieten belastet, so daß — die außerordentlichsten Anstrengungen vorausgesetzt — er schließlich überladen ist mit einem Wust von Wissen, dem es gänzlich an Zusammenhang und Gruppirung fehlt. Da-

bei wird ihm das Bild der Straßen und Plätze dermaßen so zu sagen eingehetzt, als sei es darauf abgesehen, ihn zu einem Examen als Droschken- oder Doctor-Kutscher vorzubereiten.

Ein unausgesprochener Protest gegen eine solche Methode lag in den Vorträgen unsers Baumeisters. Er begann mit dem Fischerdorf Kolne auf der Spree-Insel und verfolgte das Werden des Ortes. Wir sahen das Wendendorf durch Zuzug Deutscher sich in eine deutsche Stadt verwandeln; wir sahen die Nebenstadt Berlin entstehen; wir sahen die beiden Schwesterstädte umzogen werden von Mauern mit starken Bohlenthoren und Vertheidigungsthürmen, die wichtigsten Gebäude wurden uns in der That „monumentale Illustrationen“ zur Geschichte der Gesammtstadt, und von da ab war das in ihnen verborgene Leben für uns erschlossen, von da ab waren ihre stummen Formen für uns beredt geworden.

Nunmehr komme ich auf den angekündigten Vorgang. Einige von uns Mitgliedern des Vereins begaben sich eines Tages zu dem Baumeister und trugen ihm den Wunsch vor, es möchte ihm gefallen, eine vollständige Chronik von Berlin nach der Methode zu schreiben, die seine mündlichen Verträge uns so werthvoll gemacht habe; es würde sich, fügten wir hinzu, ein derartig ausgeführtes Werk nach unserem Dafürhalten als ein wahrer Schatz bewähren für Schule und Haus.

Der würdige Mann äußerte, er finde sich durch den Antrag geehrt in einer Weise, wie er es sich nie habe

träumen lassen, doch — er wies dabei auf seine grauen Haare hin — sei es ihm unmöglich, sich neben seinen laufenden Beschäftigungen an die Lösung der bezeichneten Aufgabe heran zu wagen. Wir würden, fügte er hinzu, eine solche Arbeit sicherlich nicht als eine leichte ansehen. Was er geboten habe, sei nur ein unvollkommener Theil dessen, was man von dem, der ein Buch über den Gegenstand schreibe, zu fordern berechtigt sei. Die Herstellung einer Chronik aber, wie wir sie wünschten, erfordere neben dem, was er geboten, noch die Inbetrachtnahme von Hunderten von Dingen, mache es auch nöthig, daß der rechte Mann, wenn man diesen gefunden habe, in der Lage sei, sich längere Zeit unausgesetzt mit der Sache zu beschäftigen, wenn er sich selbst einigermaßen genügen und die Erwartungen Anderer nicht täuschen wolle.

Im weiteren Verfolg des Gesprächs gab er zu, daß eine derartige Chronik sowohl als Schulbuch wie als Volksbuch von großem Nutzen sein könnte. Mit einem solchen Buche in der Hand, sagte er, würde man ein unschätzbares Gut gewinnen: man würde den geschichtlichen Boden, auf dem man stehe, erst in Wahrheit kennen lernen, ja — mehr noch! — man würde überhaupt erst Geschichte studiren lernen! — Daran fehle es noch gar zu sehr. Die meisten Menschen kämen aus dem politischen Tagesstreit nicht heraus. Ein solches Buch würde dazu beitragen, ein Fundament gesunder geschichtlicher Anschauung in weitesten Kreisen zu begründen.

Der treffliche Mann wurde warm in seinen Darle-

gungen und sprach wiederholt sein Bedauern darüber aus, daß er — in Rücksicht auf die Größe der Aufgabe, auf sein Alter und auf seine besondere Thätigkeit — sich ablehnend in der Sache zu verhalten gezwungen sei.

Plötzlich stand er auf und sagte mit Lebhaftigkeit: „Man ist doch in der That bisweilen wie mit Blindheit geschlagen! Der Mann, den Sie suchen, ist da! Er ist auch ausführender Baumeister, aber er ist nebenbei auch noch Professor an der Bau-Akademie. In ihm vereinigt sich Alles, was Vorbedingung für den ist, der ein Werk schreiben will, wie Sie es zu haben wünschen. Es ist der Baumeister und Professor Fr. Adler! Kennen Sie denn nicht seinen im Druck erschienenen Vortrag: „Die Baugeschichte von Berlin?“ Haben Sie noch keinen Einblick in sein Prachtwerk „Die Backsteinbauten der Mark“ gehabt?“

Er holte aus seiner Bibliothek die genannten Schriften herbei und ließ sich über dieselben in anerkennendster und begeisterter Weise aus. Was er aus den Schriften vorlas, entzückte uns, und unsere Wünsche und Hoffnungen richteten sich nun auf ein anderes Ziel, auf das, den genannten Herrn Professor Adler für unsern Plan zu gewinnen.

Das Nächste war, daß wir den Baumeister um seine Fürsprache baten. Er sagte uns dieselbe zu, fügte aber bei, daß nach seinem Dafürhalten die Sache, wenn sie Aussicht auf Verwirklichung haben wolle, doch wohl noch anders angegriffen werden müsse.

Die Vorschläge, die er uns nun in Betreff des Weges machte, den einzuschlagen nach seiner Meinung zu empfehlen sei, waren, wie hier in Kürze gesagt sein möge, folgende:

Der historische Verein legt in einer Denkschrift die Nützlichkeit einer derartigen Chronik, wie sie oben characterisirt wurde, dar und fordert in angemessener Weise zunächst die Begutachtung sämmtlicher hiesigen Lehrervereine ein. Findet der Plan allgemeine Zustimmung, so wendet sich die von sämmtlichen Vereinen erwählte Commission an die städtischen Behörden mit der Bitte, an den Professor Adler die Anfrage zu stellen, ob und unter welchen Bedingungen er bereit sei, das in der Denkschrift bezeichnete Werk zu schreiben.

Dies ist der Vorgang, den mitzutheilen ich oben ankündigte.

Der leider so plötzlich und zu unserm schmerzlichen Bedauern erfolgte Tod des Baumeisters hatte die Auflösung des historischen Vereins zur Folge, und eine Folge davon war wiederum, daß nicht ein Mal die Denkschrift zu Stande kam.

Möchten die Berliner Lehrervereine, durch deren thatkräftiges Wirken schon so manches Gemeinnützige in's Leben gerufen wurde, in Erwägung ziehen, ob die in Rede stehende Angelegenheit es verdient, je eher, je lieber wieder aufgenommen und, wenn irgend möglich, zur Durchführung gebracht zu werden.

Aus dem Tagebuche einer jungen Dame.

Bei einer Lehrerinnen-Prüfung erregte eine junge Dame durch ihr blühendes Aussehen, ihre vornehme Haltung und durch ihre auf einzelnen Gebieten des Wissens bedeutenden Kenntnisse allgemeine Aufmerksamkeit.

Mir ward eine Zeit später Gelegenheit, das Tagebuch dieser jungen Dame einzusehen. Der Umstand, daß eine Zahl von Abschnitten desselben Dinge und Zustände in Betracht ziehen, die von allgemeinem Interesse sind, erregte in mir den Wunsch, diese Abschnitte zu veröffentlichen.

Nachdem die Schreiberin sich überzeugt hatte, daß die Art und Weise, in der ich die Veröffentlichung erfolgen zu lassen beabsichtige, auf ihre Person nicht führen könne, erklärte sie sich mit meinem Wunsche einverstanden.

Hiernach lasse ich ohne Weiteres die ausgewählten Abschnitte folgen:

22. Septbr. Die Prüfung wäre also glücklich überstanden; Gott sei gelobt dafür! Was hätte ich beginnen sollen, wenn das Gegentheil eingetreten wäre! Ich schaudere davor! Doppelt glücklich fühle ich mich nun in dem

Gedanken, daß ich mich standhaft weigerte, dem alten Wittwer in P. die Hand zu reichen. Er dreiundfünfzig, ich zwanzig Jahr! Der Frühling sollte sich zum Spätherbst, man könnte fast sagen, zum Winter gesellen! Unnatur!

So unnatürliche Anmuthungen sind bei den Männern, den „geborenen Herrschern der Welt“, freilich nichts Seltenes. Sie fragen einzig und allein nach ihrem Behagen; daß wir Frauen auch so zu sagen Menschen sind, die Anspruch an das Leben haben, das kümmert die Herren wenig. Dienen, dienen, dienen! — Das wird uns von Jugend auf in Prosa und in Versen vorgelullt.

Ich hätte freilich in Reichthum schwelgen können, aber mein Herz hätte vereinsamen müssen. Vereinsamen? Wenn es dies nur gewesen wäre! Weggeworfen hätte es sich, mein innerstes Selbst hätte sich durch Heuchelei, durch Lüge erniedrigt. Nein, meine Lippen sollen nicht lügen; rein und unbefleckt will ich sie mir erhalten, und ehe soll der Tod sie mit seinem Eiseshauche berühren, ehe ..... Genug, durch Trug will ich Nichts von den Gütern der Welt an mich bringen!

Nun erst, seitdem die Gefahr einer sündhaften Verheirathung und die Gefahr, in der Prüfung nicht zu bestehen, vorüber ist, übersehe ich deutlich, wie übel meine Lage war. Hätte es die Forstmeistertochter über sich gebracht, eine dienende Stellung in irgend einem Hause anzutreten? Nimmermehr! Eher wärest wohl du, Sappho, die du deinem glühenden Herzen Ruhe schafftest in der Tiefe des Meeres, mir Beispiel und Vorbild geworden! Aber

auch als Erzieherin mag ich nicht in einem Hause wirken. Verhaßt ist mir die Herrschaft des Mannes, verhaßter noch die der Frau. Darum bat ich, mir eine Stellung an einer Anstalt zu geben, und nach der Zusicherung des Rathes darf ich ja hoffen, an einer höhern Töchterschule anzukommen. Der Rath hob bei der Vorstellung zwei Mal mit besonderer Betonung den Stand meines verstorbenen Vaters hervor. Bei den übrigen Prüfungs-Candidatinnen ließ er die Bezeichnung des Standes der Väter weg. Sie sind wahrscheinlich sämmtlich von niederer Herkunft. — Wohin hat das Geschick mich verschlagen! Und doch ist das Loos, das mir nunmehr zugefallen ist, das kleinste von allen Uebeln, die mich hätten treffen können, und ich muß Gott dafür danken. Und die Aussicht, mit Kindern aus vornehmen Häusern in Verkehr zu treten, gewährt wenigstens einigen Trost.

25. Septbr. .... Es ist entsetzlich! Der Rath eröffnete mir, es habe sich meine Anstellung an einer höhern Schule nicht bewerkstelligen lassen; ich müsse vorerst eine Zeit lang an einer Volksschule thätig sein! — Ich fühlte es, daß ich blaß ward. Der Chef, der voll unverkennbarer Theilnahme auf mich blickte, gab mir die Versicherung, daß bei nächster Gelegenheit auf mich Bedacht genommen werden solle, und fügte endlich hinzu, es sei von Wichtigkeit, daß gerade recht gebildete Lehrer und Lehrerinnen in's niedere Volk hinabstiegen, und gerade von mir hoffe er in Bezug auf Hebung der Sitte Derer, die mir anvertraut werden sollten, Großes. Diese Bemerkung that mir wohl,

doch war ich immer noch nicht im Stande, ein Wort der Erwiederung hervorzubringen. Neue Anmeldungen erfolgten — ich ging.

Wie ich nach Hause gekommen, weiß ich kaum. Ich fand mich eine Zeit lang darauf in Thränen auf meinem Sopha. Ich war wie außer mir. O Vater, Vater, weshalb mußtest Du in so rüstiger Kraft schon scheiden! Und Bruder, was thatest Du, als Du unser ganzes Vermögen auf eine Karte in Homburg setztest! Du irrest in den Wäldern Amerika's umher, wie ich umherirren muß in diesem Babel von Berlin!

Was nun beginnen? Ich soll die Kinder des Pöbels unterrichten, des Berliner Pöbels! Dazu wäre die Forstmeistertochter nach Berlin gekommen? Ich soll so zu sagen eine pädagogische Wasch- und Scheuerfrau werden! Ich soll in die Erziehungsstätten gehen, in denen Berliner Schmutz mit Lauge und schwarzer Seife abgewaschen wird, aus denen Einem gleichsam ein ekler Wrasen voll Miasmen äußerlicher und innerlicher Art entgegendampft!

Ihr Herren, ich verstehe mich nicht auf ein solches Geschäft! Ist die Versunkenheit des Berliner Pöbels schon so groß, daß ihr aus den besseren Ständen Hülfe zu holen genöthigt seid? Sollen wir, die wir höheren Lebenssphären entsprossen sind, dazu „aufgebraucht“ werden? Wahrlich, das heißt dem Pöbel denn doch zu viel opfern! Ueberdies halte ich für richtig, was einst ein Landschaftsrath äußerte: Man kann Blumen und Bäume, Pferde und Schafe veredeln, nicht aber den — Pöbel!

Ich werde morgen dem Rath persönlich Anzeige machen, daß ich auf die Anstellung in der Volksschule Verzicht leiste.

26. Septbr. Der Rath sprach so begütigend, daß mein Gemüth ruhig ward. Es handle sich muthmaßlich ja nur um eine ganz kurze Zeit; wie die Sache sich gestaltet habe, sei die Annahme der Stelle in der Volksschule für mich der sicher und schnell zum Ziele führende Weg.

Darauf sagte ich zu.

Nun, Herz, wappne dich! Morgen habe ich mich bei dem Dirigenten der Anstalt zu melden. Derselbe wird mich am Montag in mein Amt einführen, wird mich den Lehrern der Anstalt vorstellen! Mir graut vor diesen Scenen. — Ich bekomme die unterste Klasse, die übrigen Klassen werden von Lehrern verwaltet.

Das sage ich Euch, ihr Herren: Ich werde die Kinder mit allem Eifer unterrichten; im Uebrigen aber wird Nichts die Kluft auszufüllen vermögen, die mich von dem Lehrerpersonal und von den Kindern scheidet. Ich werde bei Euch sein und doch nicht bei Euch sein! — Sagt nicht Andersen: „Umgebung heißt die unsichtbare Hand, die den Stoff in seinen Grundformen umzugestalten vermag?“ Die Kinder lasse ich tüchtig arbeiten, Autorität wird eine Forstmeistertochter sich zu verschaffen wissen! Gegen das Lehrerpersonal umgebe ich mich mit einer Mauer des Schweigens. Und dann will ich als stärkendes Gegenmittel des Abends fleißig die das höhere gesellschaftliche Leben so meisterhaft schildernden Romane der Frau von Paalzow lesen.

27. Septbr. Ich habe mich heut dem Dirigenten der Anstalt vorgestellt. Jeder Zoll ein Plebejer! Aber auch ich habe Farbe gehalten; jeder Zoll eine Patrizierin!

Der Herr Dirigent war dreist genug, mich förmlich zu examiniren. Und das muß ich ihm lassen: er wußte es anzufangen, daß ich schließlich nicht auszuweichen vermochte. Ich war in der Absicht zu ihm gegangen, einzig und allein die nothwendigen Förmlichkeiten zu erfüllen und mich dann zu empfehlen. Aber ehe ich's dachte, steckte ich in einem lebhaften Dispput mit dem Manne.

Ernst, gemessen, fast feierlich sprach er: „Darf ich, mein Fräulein, — Sie wollen mir freundlichst im Interesse der Schule diese Frage gestatten! — darauf rechnen, daß herzliche Liebe zu den Kindern Sie hierher führt?“

Er sah mich dabei an, als wolle er mir bis in's Herz schauen. Frage und Blick verwirrten mich einen Augenblick. Aber sollte ich mich ihm beugen? unwahr reden? — „Genügt es Ihnen nicht,“ erwiederte ich, „daß der Chef des Schulwesens mich hierher gesandt hat?“

„Amtlich und äußerlich ja wohl!“ entgegnete er. „Meine Frage zu beantworten, steht Ihrem freien Ermessen vollkommen anheim. Belieben Sie dieselbe mit Schweigen zu beantworten, nun, so ist ja dies wohl auch eine Antwort für mich.“

„O, Herr Dirigent,“ entgegnete ich etwas erregt, „es liegt für mich gar kein Grund vor, Ihrer Frage etwa zaghaft auszuweichen. Mein Wunsch geht auf eine Anstellung in einer höhern Töchterschule. Ich glaube

dorthin auch eher zu gehören, als unter Kinder des — Volks."

Wieder traf mich sein forschender Blick. „Ja," versetzte er, „uns, die wir an Volksschulen unterrichten, wird es schwerer gemacht! — Ich ahne, was Sie fürchten."

„Ich verstehe Sie nicht recht," entgegnete ich. „Beziehen Sie dies auf äußere Disciplin, so antworte ich: um Autorität ist mir nicht bange, hier wie dort. Aber da ich nie näheren Umgang mit niederen Personen hatte, so fehlen mir allerdings gewisse Anknüpfungspunkte; es ist eine Kluft vorhanden ...."

„O, mein Fräulein," sagte er, „diese Kluft läßt sich leicht ausfüllen durch die Liebe. Die Kluft wird doch schwerlich größer als die sein, die zwischen der Sonne und der Erde vorhanden ist."

„Sie wollen mich," entgegnete ich, „wie es scheint, nicht verstehen. An meiner Wiege wurde es mir nicht gesungen, daß ...."

Er warf die Frage nach meinem Vater dazwischen und wiegte, als ich ihm darauf geantwortet hatte, bedeutsam sein Haupt. Aber — und dies ärgerte mich — er blieb in derselben plebejischen Haltung mir gegenüber. „Ich glaube es," sagte er darauf nachdenklich, „daß Ihnen davon Nichts gesungen ward. Der Mensch denkt, und Gott lenkt. Vielleicht ergeht es Ihnen jetzt wie einst mir: ich ging in den Lehrerberuf ein — mit Widerstreben."

Ich wolle ihm, entgegnete ich, nicht verschweigen, daß es sich mit mir allerdings so verhalte.

„Sehen Sie," versetzte er darauf, „ich sah das Alles auf Ihrer Stirn geschrieben! Der Volksschule ergeht es jetzt wie den barmherzigen Stiftern und früher den Klöstern: es flüchten sich Viele in sie hinein, neuerdings unter ihnen eine nicht unbedeutende Zahl junger Damen, die — wieder traf mich ein prüfender Blick! — anderwärts Gefährdung — irgend welcher Art — erlitten. — Das thut aber Nichts," fuhr er mit Wärme fort, „wenn die aus des Lebens Nöthen sich Rettenden nur ein warmes, volles Menschenherz für ihren Beruf mitbringen. Wehe ihnen aber, wenn sie nur ein „Geschäft" betreiben wollen, wenn sie in die Reihe der Menschenbildner einzig und allein mit der Absicht treten, der bellenden Noth des Lebens zu begegnen!"

Ich fühlte, daß ich roth ward bis in den Nacken hinein.

„Da habe ich aber doch zu viel gesagt," fuhr der Dirigent fort. „Gewönne dies Geltung, so hätte ich mich selbst schwer angeklagt und zugleich mich selbst gerichtet. Mögen Diejenigen, von denen ich sprach, so kommen; aber wehe ihnen, wenn sie in ihrem erhabenen Amte so bleiben! — „Willst du die Andern erkennen, blick' in dein eigenes Herz!" Mein Fräulein, ich ahne, was Sie in's Lehramt getrieben, ich ahne, mit welchen Empfindungen Sie dies Haus betraten. Sie schauen so frisch und hell in Gottes Welt hinein; ich verkünde Ihnen, daß, wenn echte Menschenliebe das vorherrschende Element Ihres Herzens ist, in Ihren Anschauungen manche Nebel sinken, und hinter diesen Ihnen ein ungeahnter Sternenhimmel neuer

Freuden aufgehen wird! Und hiermit heiße ich Sie höflichst und herzlichst willkommen!"

Das Letztere hörte sich nun wohl nicht so übel an; aber die zu große Hinneigung des Mannes zum niedern Volke ist mir dennoch verdächtig! — Was ihn wohl in den Lehrerstand getrieben haben mag? Ob er Unglück in der Liebe hatte? Tüchtig mag er in seinem Fache sein, da man ihm, der doch kaum dreißig Jahre zählt, schon die Leitung einer Anstalt anvertraut hat.

Während der Unterredung war er wärmer geworden; beim Abschiede aber war er wieder wie beim Empfang: ernst und gemessen. Nun, die Haltung war der meinen entsprechend. Aeußerlich hat der Mann etwas Aristokratisches an sich, innerlich hat ihm der Umgang mit der niedern Volksklasse offenbar Schaden zugefügt. Ich werde mich zu wahren wissen.

2. Octbr. Heut hat meine Einführung in der Volksschule stattgefunden. Gut meint es der Dirigent in seiner Art, das läßt sich nicht leugnen. Ich befand mich vor Beginn der Schule allein im Conferenzzimmer. Er kam nun in seiner Sonntagskleidung zu mir und hielt erst an mich eine feierliche Anrede. Er bäte mich, sagte er, im Namen der Behörde, die ihm die obere Obhut der Schule anvertraut, viel mehr aber noch im Hinweis auf den Heiland, der ja meist gekommen sei, die Mühseligen und Beladenen zu erquicken, und der es verlange, sein Werk nach Kräften fortzusetzen, seine Worte, die aus gutem Herzen kämen, mit gutem Herzen aufzunehmen.

In der That, ich hätte ein verhärtetes Gemüth haben müssen, wenn es solchen Worten gegenüber ungerührt geblieben wäre. Er erinnerte an die Pflicht treuer Nachfolge, die nicht erschöpft werde durch das Aussprechen eines Wortbekenntnisses, sondern durch das stete Bemühen, dem Erlöser thatsächlich nachzuleben, das heißt, Diejenigen am meisten zu lieben, die der Liebe am meisten bedürftig seien, die Schwachen und Kranken an Leib, Geist und Gemüth.

Und wie er mich dann den Kindern vorstellte! Der Mann hätte Geistlicher werden müssen!

„Eine Gärtnerin,“ sagte er, „bringe ich Euch, ihr lieben kleinen Blumen, die Gott schuf, eine Gärtnerin führe ich Euch zu, die selbst noch in dem Frühlinge des Lebens steht, daher besonders befähigt erscheint, das Pochen Eurer kleinen Herzen zu vernehmen, das Aufleuchten Eures Geisteslebens zu bemerken. Reckt nun Eure kleinen Köpfchen auf nach dem Lichte der Belehrung, das sie Euch bringen, und öffnet Eure Herzen der Liebe, die sie Euch — ich hoffe es! — nicht versagen wird.“

So begann er seine Rede, und in dieser Weise fuhr er fort. Alles, was er sprach, klang so feierlich und freudig zugleich wie Glockengeläut um die schöne Pfingstzeit, in das Lerchengesang sich mischt.

In der That, je mehr ich darüber nachdenke, um so mehr muß ich mir bekennen: ich vernahm eine wunderbare Rede. Die Kinder verstanden aus derselben, was ihnen gut war, und ich, was mir gut war. Die leuchtenden Augen der Kinder verriethen es, daß die Herzen

bewegt waren. Und hinterher stellte er mich in derselben feierlichen Weise den Lehrern der Anstalt vor, und ich muß es sagen, die Haltung derselben ließ Nichts zu wünschen übrig.

Mir waren vor den Kindern die Thränen aus den Augen gebrochen, und ich hatte zu Gott emporgeseufzt: Sende Du mir Kraft, daß mir mein Werk gelinge! — So bete ich auch jetzt wieder, so wird meine Seele oft zu Gott emporseufzen!

Aber ich werde auch Gott anflehen, mich vor Versuchung zu bewahren. Ist denn der Dirigent trotz der schönen Worte ein Anderer als die Andern! — Und ist es mir nicht von erfahrenen Männern deutlich und klar dargelegt worden, daß die Schulmänner der heutigen Zeit doch im Grunde nichts Anderes wollen, als das Volk — aufregen, aufregen durch Beibringung von Kenntnissen, überhaupt von Anschauungen, die weit über seine Sphäre hinausgehen, die in ihrem Gefolge Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen, Unruhen, mit einem Worte revolutionäre Bewegungen haben?

Ich will aufmerken, um mich vom Schein nicht täuschen zu lassen. Wie, wenn der Dirigent ein Wolf in Schafskleidern wäre! — In dem Lehrerpersonal scheint er sich ein dienstwilliges Werkzeug erzogen zu haben. Nun, an meinen festen, an meinen — ich sage es mit Stolz! — aristokratischen Grundsätzen werden Deine Worte ablaufen, wie Regen vom Felsen!

Eine Gärtnerin! Gut, aber nicht eine Gärtnerin sollst

Du an mir haben, die sich bunte Bänder an den Hut bindet, und die wie eine Theaterpuppe einhertänzelt und den Worten des Souffleurs lauscht! — Nein, eine Gärtnerin — da es doch ein Mal sein muß! — will ich sein, die eiserne Zähne in den Rechen setzt, und die schonungslos das Unkraut auf dem Acker, der mir übergeben ist, ausmerzt!

Blumen! — Eine schöne Art von Blumen! — Nein, nein, je mehr ich nachdenke, je mehr erkenne ich: in den Grundanschauungen sind wir geschieden; in mir sollt ihr nicht ein „Schäfermädchen" haben, das „Lämmchen auf der Au weidet," sondern eine strenge Priesterin, die den geheiligten Grundsätzen der Aristokratie, wo sie auch steht, nie und nimmer Etwas zu vergeben den erforderlichen festen Willen besitzt!

5. Octbr. Es ist eine Qual, zu unterrichten. Ich bekomme Nichts aus den Kindern heraus. Sie sind stumpf und dumpf. Es ist keine Sympathie vorhanden. Nun, ich schäme mich dessen auch gar nicht; es gewährt mir sogar eine gewisse Genugthuung, daß sich kein Kind vertraulich an mich heranwagt.

Gehorsam ist der Zügel, der dem Volke, sei es in der Schule, sei es in dem Staate, einzig und allein frommt. Freudige Zustimmung! Ist nicht nöthig! — An Zustimmung gewöhnen, heißt Gegenstimmungen vorbereiten. Der Staat ist aus den Fugen gegangen: die verhältnißmäßig kleine Zahl der Aristokraten ist dazu berufen, die schlotternden Glieder wieder einzurenken.



Ein Weib aus dem Volke.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

8. Octbr. Ein Weib aus dem Volke! Was habe ich hören müssen! Welch' ein Mundwerk! Es fehlten nur Schlangen in den Haaren, und die Furie wäre fertig gewesen.

Ich hatte mich hinreißen lassen, ihr Kind zu schlagen. Solche Züchtigung will das übermüthig gewordene Volk sich an den Kindern nicht mehr gefallen lassen! Es wird noch schlimmer kommen! Ich nahm alle meine Kraft zusammen, richtete mich hoch empor und sagte der Frau, sie solle — es geschah dies auf dem Flur — schweigen und sich entfernen, da ich mit ihr Nichts zu schaffen habe; sei sie nicht zufrieden, so möge sie mich verklagen!

Aber ein Berliner Weib aus dem Volke — das sollte ich nun erst kennen lernen! — Sie belegte mich mit den gröbsten Ehrentiteln, sie kreischte, ich wisse es noch nicht, was es heiße, ein Kind zu ernähren; sie streckte mir ihre Hände entgegen, als wolle sie mich anfallen.

Ich mochte eher der in Stein verwandelten Niobe gleichen, als mir selber; ich war unvermögend, ein Wort hervorzubringen; Abscheu und Furcht erfüllten mich.

Da kam der Dirigent schnellen Schrittes die Treppe herauf. Ich wurde erlöst, aber auf welch' eine Art! Ganz gegen mein Erwarten. Das Erscheinen des Mannes bewirkte, daß die Frau einen Augenblick verstummte. Er fragte im ruhigsten Tone, was geschehen sei.

„Die Lehrerin hat mein Kind so grob geschlagen!" schnaufte das Weib.

„Und Sie sind deswegen gekommen?"

„Ja!"

„Das ist mir angenehm!" sagte darauf der Dirigent.

Ich traute meinen Augen und Ohren nicht.

Der Frau ging es fast nicht besser; sie bog sich ein Wenig zurück und sah den Dirigenten verwundert an.

„Ja, ja, liebe Frau!" fuhr er fort, „es ist mir angenehm, daß Sie gekommen sind! Wir haben Mütter, denen es ganz gleichgültig ist, mögen ihre Kinder behandelt werden so oder so. Das sind Rabenmütter. Diejenigen, die ihre Arbeit im Stich lassen und, weil sie glauben, es sei ihrem Kinde zu viel geschehen, doch wenigstens ein Mal kommen, diese sind die besseren Mütter, und zu diesen gehören Sie! Wollen Sie nun aber zu den besten dieser besseren Mütter gehören, dann, liebe Frau! dann müssen Sie, ehe Sie urtheilen, doch erst in aller Ruhe fragen: Wie und Was? Möchten Sie denn wohl ein Mal von einem Gerichte verurtheilt werden, falls irgend ein Mensch Sie falsch anklagte, ohne daß Sie gehört würden?

„Mein Kind lügt nicht!" sagte die Frau, aufgeregt noch, aber nicht laut.

„Es freut mich um Ihretwillen und um des Kindeswillen," entgegnete der Dirigent, „daß Sie einen so guten Glauben zu demselben haben. Aber das beste Kind ist denn doch eben nur ein Kind und daher nicht im Stande, jede Sache genau aufzufassen. Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind! — Wie ist es Ihnen ergangen, wie ist es mir ergangen in der Jugend! —

Doch, kommen Sie, wir wollen die Sache sogleich ruhig besprechen, denn es sollte mir wahrlich wehe thun, wenn eine Mutter dies Haus mit Groll gegen uns verließe!“

Er öffnete das Conferenzzimmer und nöthigte mich und die Frau hinein. „Bitte, nehmen Sie Platz!“ sagte er uns, indem er auf zwei Stühle verwies, die sich gegenüber standen.

Die Frau dankte, setzte sich aber auf meine Nöthigung. Nun setzte auch er sich.

„Ist die Emilie Ihr einziges Kind?“ fragte er.

„Ja,“ sagte die Frau; — „mein Mann ist vor drei Jahren gestorben; das Kind ist mein Ein und mein Alles!“ Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Nun, meine liebe Frau, dann wollen wir uns doch recht zusammennehmen, daß die Emilie auch Ihr Augapfel bleibt! Soll das nun geschehen, so müssen Sie zu Hause ja nicht auf die Lehrerin schelten! Setzen Sie in dem Herzen des Kindes die Lehrerin herab, so folgt später, und zwar so sicher, wie die Nacht dem Tage, daß Ihr Kind in seinem Herzen auch die Mutter herabsetzt. Ich habe das schon oft erlebt! Eltern und Lehrer müssen zusammenhalten, sonst geht der Gehorsam des Kindes verloren. Was meinen Sie, liebe Frau, möchten Sie täglich sechszig Kinder zu regieren haben?“

„Ach Gott und Herr!“ sagte die Frau, „nein, nein! dazu wäre ich zu hitzig!“

„Nun,“ fuhr der Dirigent fort, „meinen Sie denn, daß wir kein Blut in den Adern haben? Sehen Sie ein

Mal das Fräulein an. Jetzt sind freilich ihre Wangen blaß; alles Blut ist ihr in's Herz gezogen, weil sie so harte Worte hören mußte! Das war nicht gut gethan! Wie würde Ihnen an ihrer Stelle zu Muthe sein! Und nun lassen Sie uns von der Sache reden, und sollte es sich herausstellen, daß im Eifer etwas zu weit gegriffen wurde (es kann Eltern, es kann Lehrern so gehen), nun, so machen wir das in Frieden unter uns ab, wie das Wohl des Kindes es erfordert!"

„Ach Gott," sagte die Frau mit weicher Stimme, „ich sehe ja wohl, daß Sie es gut meinen, aber die Nachbarsfrau hat mir den Kopf so dick gemacht, und wenn man dann noch seinen Aerger mit der Polizei um den Platz auf dem Markte hat ...... Ach Gott, Sie glauben nicht, wie es einer armen Wittwe geht, die keinen Menschen auf der Welt hat, der ihr beisteht, die Alles allein durchfechten muß. ......" Die Frau brach in Thränen aus.

Der Dirigent sah mich an, als wollte er sagen: nun rede Du ein Wort.

Ich vermochte es nicht.

Da sagte er zu der Frau, die mit der Bemerkung, sie müsse fort, da sie sonst versäume, aufgestanden war: „Nun, liebe Frau, ich verspreche Ihnen im Namen des Fräuleins und in meinem Namen, daß wir nach bestem Wissen und Willen alles Dasjenige thun werden, was uns für das Wohl Ihres Kindes als heilsam erscheint, und halten Sie mir ja die Lehrerin beim Kinde in Ehren, wie diese in der Schule die Mutter in Ehren hält!"

„Nun ja, ja!“ versetzte die Frau, „und so sein Sie mir nur nicht weiter böse, daß ich so grob war; man hat ja nicht die Bildung!“

Sie reichte dem Dirigenten die Hand, darnach auch mir. Ich gab sie ihr zögernd, mehr bestimmt von der Haltung des Dirigenten, als von meinem Herzen.

Als die Frau die Treppe hinunter gegangen war, sah der Dirigent mich fragend an. Ich sagte mir: Meinest du, ich soll dich loben, daß du in so gewandter Art den Sturm beschwichtigtest? Nun gut, du sollst mein Lob empfangen; aber ob dir dasselbe behagen wird, das wollen wir erst abwarten. — „In der That,“ sagte ich, „ich bewundere Sie; Sie verstehen es, Hyänen durch Musik zu zähmen, Klapperschlangen die Giftzähne auszubrechen!“

Da traf mich ein Zornesblitz aus seinen Augen, der mich fast erschreckte. Nimmer hätte ich geglaubt, daß tiefblaue Augen so zu blitzen vermögen. Und der Anblick seiner Stirn erinnerte mich an das Dichterwort:

Die Furche drauf, der tiefe Pfad,
Den, rastlos immer wiederkehrend,
Sein mächtiger Gedanke trat.

Aber die Zornesregung währte nur einen Augenblick; die Furche zwischen den Augenbrauen verschwand wieder, ruhig ward der Blick des Auges. „Mein Fräulein,“ sagte er, „es thut mir in der tiefsten Seele weh, daß es Ihnen so gänzlich an Verständniß der Bewegungen eines Mutterherzens fehlt und an dem Respect vor solchen Be-

wegungen. Sie sind von Vorurtheilen erfüllt, die Ihren sonst hellen Blick trüben!“

„Meinen Sie,“ entgegnete ich, „daß Sie ohne Vorurtheile seien?“

„Das nicht,“ versetzte er; „das wäre das schlimmste Vorurtheil, von dem man heimgesucht wäre. Ich weiß das wohl: der Zopf hängt uns Allen hinten; aber wir Männer machen wenigstens nicht eine Zierrath aus ihm.“

Darauf sagte ich, und ich erinnere mich, daß ich dabei den Kopf ein wenig nach hinten warf: „Ich war nicht in der Lage bisher, Herzen dieser Art zu studiren, und hoffe auch, bald wieder in die Lage zu kommen, daß ich ein so ...... unerquickliches Geschäft nicht werde nöthig haben. Ich fühle mich fremd diesen Ständen!“

Da sah mich der Dirigent fest an und sagte mit scharfer Betonung: „Das Kind verräth die Mutter!“

Das sei mir ein Räthselwort, entgegnete ich.

Darauf fragte er mich, ob ich von adligem Geschlecht sei. Nachdem ich bemerkt, er wisse es ja, daß dies nicht der Fall sei, fuhr er fort: „Sie sind bewandert in der Geschichte. Ich erinnere Sie daran, daß es früher bei uns außer dem Adel als verachtete Stände nur Hörige und Sclaven (Schälke genannt) gab. Wir, Sie und ich, entstammen den Schichten der Hörigen und Schälke, denselben Schichten, denen unsere Schülerinnen entstammen. Sehen Sie der Wahrheit in's Gesicht, mein Fräulein; erheben Sie sich nicht ohne Grund!“

Auf dem betretenen Gebiet wußte ich Nichts zur Wi-

derlegung anzuführen. „So gehöre ich wenigstens Denen zu," hob ich nach einer Pause an, „die sich aus der Masse emporgehoben haben!"

„Aber wie geschah das?" versetzte er; „Menschenliebe löste die Fesseln, in denen unsere Voreltern gefangen gehalten wurden. Was war Ihres Vaters Vater? dessen Vater? — Vielleicht führen in dritter, vierter Linie die Wurzeln Ihrer Abstammung auf Leute, Denen vollkommen gleich, auf die Sie heut mit Hochmuth herabsehen; vielleicht glich Ihre Urgroßmutter an Denkart und Gesinnung vollkommen der Frau, die heut hier war. Wie, wenn nun Ansichten, wie Sie dieselben hegen, herrschend geblieben wären? Herrschend bis heut? Wäre Ihnen und mir dann der Becher des Wissens gereicht worden, auch um nur daran nippen zu können? Malen Sie sich ein Mal aus, mein Fräulein, welche Rolle Sie heut vielleicht spielten? Das innerste Wesen des Christenthums ist's, das uns, Sie und mich, Ihre und meine Vorfahren, erlöst hat. Die Mühseligen und Beladenen sind losgesprochen worden von großen Lasten, von Lasten, die das Heidenthum ihnen auferlegt hatte; denn das Heidenthum war es, das einem kleinen Theile der Menschen die Freuden der Welt, dem übrigen größeren Theile die Lasten und Mühen derselben zusprach. Gott aber will, daß Allen geholfen werde."

„O, Herr Dirigent," warf ich dazwischen, „Sie steuern, wie es mir scheinen will, den Lehren des Communismus, dem Geiste der Schreckensherrschaft entgegen;

„Freiheit und Gleichheit!“ hör' ich aus Ihrer Rede erschallen!“

„Ich protestire dagegen!“ erwiederte er. „Was der Communismus will, und was die Schreckensherrschaft wollte, ist ein Wahnsinn. Von Licht und Wärme wird die Frucht des Baumes gezeitigt; Feuer an den Baum legen, um die Frucht in dieser Stunde hervorzubringen, heißt den Baum mit seinen Keimen und Knospen, mit Blättern und Zweigen und dem Stamme selbst der Vernichtung preisgeben. Die echte Menschenliebe, die auch uns erlöst hat, gleicht der Sonne, die höher und höher steigt und ihre Strahlen mehr und mehr in die Thäler wirft, um auch dort die kalten, giftigen Nebel zu vertreiben und den Boden zu schöpferischem Wirken zu befähigen, und diese Sonne wird siegen und die ganze Erde endlich zu einem Garten Gottes machen! Eine echte Volkspädagogik protestirt gegen alle Mittel der Gewalt; für sie gilt das Wort: „Stecke dein Schwert in die Scheide!“ Sie sucht die Erlösung der unteren Stände darin, daß sie in denselben und zwar — wohlgemerkt! — in gleichem Maße Erkenntniß und Liebe verbreitet. Der größte Apostel der neueren Erziehung aber ist Pestalozzi, und wer genau die Gesinnungen kennen lernen will, in der seine Erziehungsgrundsätze wurzeln, der muß sein Buch „Lienhard und Gertrud“ lesen, dasselbe Buch, das der unvergeßlichen Königin Louise von Preußen als tröstender Stern in den schwersten Tagen ihres Lebens erschien.“

Ich habe mir vorgenommen, dies Buch zu lesen; ein

Buch, für das die Königin Louise sich begeistern konnte, kann nicht schlecht sein.

Der Dirigent hat mir gesagt, es befinde sich ein Exemplar in der Schulbibliothek.

15. Octbr. Es ist wahr, einzelne der kleinen Mädchen meiner Klasse sind herzige Wesen. Könnten sie entfernt werden aus der Masse, ich glaube, es würde aus ihnen sich Etwas machen lassen. Aber die Mehrzahl! — Ich habe mich bemüht, oder vielmehr, ich habe den Versuch gemacht, sämmtliche Schülerinnen liebreich zu behandeln, doch empfing ich nicht zurück, was ich gab: Liebe! — Ich habe dies dem Dirigenten gesagt und dabei ihn, der seine Ansichten so gern durch Worte der Schrift unterstützt, gefragt, ob ich ferner Perlen vor die Säue werfen solle.

Darauf entgegnete er, ich möchte lieber des Wortes gedenken: Lasset die Kindlein zu mir kommen!

Ich sagte: „Sie kommen aber nicht, ob ich gleich durch Liebe locke!“

Er: „Sie kommen, wenn nicht heute, so morgen! Bedenken Sie, echte Liebe bewährt sich dadurch, daß sie nimmer aufhört!“

Ich gestand ihm offen: „Vielleicht haben Sie in diesem Punkte Recht; aber ich denke mir, daß die Kinder, die Jesus zu sich rief, anderer Art waren, als jene Kinder!“

Er: „Sie denken an Bilder, wie Maler sie uns gegeben haben; liebreizende Kindergesichter! Diese Auf=

fassung ist falsch. Es waren Kinder, wie Gott sie uns heut sendet!“

Nicht mehr so fest trat ich ihm entgegen, aber — und davon lasse ich auch niemals! — offen und ehrlich. Ich sagte, Gott möge es mir verzeihen, wenn ich mich versündige, aber gegen jene von mir bezeichnete Kinder erfülle mich eine entschiedene Abneigung.

Er: „Sie verkennen Ihren Beruf, Ihre Mission; Sie sind unklar über die Forderung, die Gott an Sie stellt; Sie handeln gegen die Pflicht Ihres Amtes!“

Auf meine Einrede, daß dies doch wohl zu streng geurtheilt sei, entgegnete er: „Was würden Sie zu einem Arzte sagen, der Ihnen erklärte: Mit Leuten von blühender Gesundheit verkehre ich gern, aber von Jenem, der ein böses Fieber hat, und von jenem Andern, der mit ekelhaften Schwären bedeckt ist, wende ich mich ab! Mein Fräulein, bedenken Sie doch: die Kranken bedürfen des Arztes! Seien Sie den kleinen Töchtern eine barmherzige Schwester!“

„Ach,“ sagte ich, „die Empfindung der Abneigung mag unberechtigt sein; aber wie bekämpfe ich sie?“

Er: „Hören Sie einen Vergleich:

„Gott sprach zur Sonne, die er mit einem Strahlenkleide geschmückt hatte: Siehe dort den dunklen Punkt in der Tiefe, der von kalten Nebeln umwallt wird. Gieb ihm von deinem Lichte!

„Der dunkle, in Nebel gehüllte Punkt aber war unsere Erde.

„Die Sonne sandte ihre Ströme des Lichts hernieder.

„Da begann die Erde sich zu bewegen, als wende sie sich ab von dem Lichte.

„Da sprach die Sonne zum Ewigen:

„Verschlossen bleibt mir der Schooß der Erde; mein Licht vermag aus ihm Nichts hervor zu locken, was ihm entsprechend wäre; möge die Erde versinken in die Tiefe; du aber, Ewiger, gieb mir einen andern Stern, auf daß ich ihm spende von dem, was du mir in Fülle gabst!

„Gott der Herr aber sprach: Ewig ist die Liebe! und durch alle Himmel erklang dies Wort, denn die Chöre der Engel trugen es singend von Sphäre zu Sphäre.

„Da neigte die Sonne sich vor dem Throne des Ewigen und setzte in freudigem Gehorsam ihr Werk fort.

„Und als wieder eine Zeit vergangen war, regte sich Leben in der Erde. Der Boden that sich auf, Blumen und Bäume sproßten hervor, und wo noch jüngst kalte Nebel Meer und Land eingehüllt hatten, wogten aus Milliarden von Blüthen Ströme Opferduftes empor.

„Und die Sonne betete auf's Neue an vor Gott, ihm dankend und ihn lobpreisend, daß er die Erde dem Kreise ihrer Wirksamkeit nicht entzogen, die Erde, deren erwachendes Leben, weil die Sonne es hervorgerufen, diese nun auch mit heiliger Lust erfüllte.

„Da sprach der Ewige: Nun hast du erkannt, Sonne, daß die Erde ein Wunderwerk war, auch als sie noch von kalten, finstern Nebeln umhüllt vor deinen Blicken lag.

Siehe, all' diese Herrlichkeit, die du jetzt schon erblickst, wäre, wenn dein Wille Geltung gewonnen hätte, mit ihr in die Tiefe gesunken. Da du aber fortfuhrest, aus der Fülle des Lichts, das ich dir gab, ihr Ströme der Liebe zu senden, so schauet sie jetzt schon anmuthigen Blickes zu dir hinauf und giebt dir aus ihrem Tiefinnersten das Beste, was sie unter deiner Einwirkung hervorgebracht hat. Noch ungleich Größeres aber wird sich auf dieser Erde vollziehen! Geistern, bestimmt, die Sternenheere zu durchwandern, wird sie als erste Stätte ihrer Entwickelung dienen. Du aber wirst ihnen Vorbild und Leuchte, du wirst ihnen Symbol der Liebe sein!"

Der Dirigent hatte dies Gleichniß wahrhaft seelenvoll vorgetragen. Ich war ergriffen, ich war gerührt, ich vermochte nicht die Thräne zurückzuhalten im Auge. Dem Dirigenten die Hand reichend, sagte ich: „Ich verstehe; ein jeder Lehrer, eine jede Lehrerin soll sich mühen, auch demjenigen Kinde, dem es noch an jeder Anmuth fehlt, das noch umhüllt ist von all' den Nebeln, die sich in ungünstigen Verhältnissen entwickeln, eine Sonne zu sein, die Tag für Tag scheinet. Ich danke Ihnen von Herzen, Sie haben mir das tiefste Herz gerührt, und es soll mir, dies verspreche ich Ihnen, fortan die Sonne Symbol meiner Wirksamkeit sein!"

Der Dirigent war sehr erfreut. In Wärme und mit ganzer Hingebung an die Sache sprach er darauf:

„Ich sehe, ich höre, daß Ihre Worte Ihnen aus dem Herzen kommen. Sei denn die Sonne für Sie, was sie

nach dem Worte des Dichters: „Ihr Anblick giebt den Engeln Stärke“ den seligen Geistern jener Welt ist!“ —

Ich sagte: „Ich danke Ihnen von Herzen für diese Belehrung und Erhebung!“

Er: „Nicht daß ich Alles schon ergriffen hätte, aber ich jage ihm nach! Man muß nur das Richtige suchen, so kommt man täglich einen Schritt näher an dasselbe. Wir armen Menschenkinder lassen uns gar zu leicht von der äußern Erscheinung gefangen nehmen. Da sendet uns die Vorsehung ein armes Kind, und siehe, es ist mißgestaltet körperlich, es trägt unsaubere Kleider; kalte, giftige Nebel, der Stätte entstammend, an der es das Licht der Welt erblickte, umhüllen sein Geistesleben. Alles dies erregt in uns Widerwillen, Abscheu, und diese Empfindungen sind natürlich, sind berechtigt. Aber nun fallen wir der schweren Verirrung anheim: Wir tragen jenen Widerwillen auf das umhüllte Innere des Kindes über! Hört denn das Gold auf, Gold zu sein, weil es im Schmutze liegt? Wir schätzen die Perle, die eingefaßt ist in Gold; dieselbe Perle, oder vielleicht eine noch viel kostbarere, die in Lumpen gehüllt ist, möchten wir auf die Straße werfen! O daß wir doch scharfen Blickes der Sache in's Angesicht schaueten! Was ist das herrlichste Produkt dieser Erde? Ist's Gold? Ist's Edelstein? Ist's irgend ein vollendetes Gebilde der Natur oder der Kunst? Das herrlichste Produkt heißt: Menschenseele! — Achtung vor der Menschenseele! — Gott schuf sie! Sie ist Gottes erhabenstes Werk auf dieser Erde. Weg du Schein, der

du das Auge trübest! An dies Produkt, an dies vornehmste geistige Material sollen wir mit Andacht, mit Liebe treten. Liebe allein kann es erlösen von seiner Umhüllung; Liebe allein kann in ihm die Bewegung hervorrufen, die ihm heilsam ist. Die Liebe aber, die wirkliche Liebe ist langmüthig und freundlich, — sie höret nimmer auf! Das ist der Prüfstein der Liebe. Alles Andere ist nur ihr Schein."

Es schlug eben zwölf Uhr. Wache ich, oder träume ich? Ich habe sinnend einige Stunden gesessen. Mir ist zu Muthe, als brächen die meisten meiner früheren Anschauungen unter den Darlegungen des Dirigenten zusammen. Und doch sträubt sich Vieles in mir dagegen, meine Ansichten aufzugeben.

Wenn er gänzlich Recht hätte? Wenn meine aristokratischen Ansichten auf irrigen Grundanschauungen beruheten? Nun, dann würfe ich sie von mir, wie ein Geschmeide, das mir von einem Betrüger oder Betrogenen als echt verkauft, dessen Unwerth mir aber vom Kenner erwiesen ward. Der Wahrheit will ich mich beugen, denn sie kommt von Gott!

Wie ist mir denn? Mir schwindelt fast! Es geht mir ähnlich, wie der Erde im Gleichniß. Es woget und wallet in mir, als wollten sich neue Schöpfungstage der besseren Erkenntniß vollziehen!

Aber wie, wenn das eine volksverführerische Pädagogik der Hölle wäre, die mir aus dem Munde jenes Mannes gepredigt wird! Sagt doch der Dichter: „Wenn Teufel

ärgste Dinge fördern wollen, dann locken sie zuvor mit Himmelsgluth." — Meine Ideale waren doch, wie es mir schien, so erhabener Art! Feste Gliederung der Gesellschaft auf der granitnen Grundlage der Autorität!

Gott stehe mir bei, auf daß ich nicht etwa durch Sirenengesänge falscher Lehre mich in zeitliches und ewiges Verderben locken lasse!

1. Novbr. Ich habe das Volksbuch von Pestalozzi „Lienhard und Gertrud" gelesen.

Welch ein Buch! welch ein Mann! Ich unterschreibe es tausend und tausend Mal, was unsere angebetete Königin Louise äußerte, als sie das Buch gelesen hatte: „Wie gut meint er's mit der Menschheit! Ja, in der Menschheit Namen danke ich ihm!"

Was hat man mir denn von diesem Manne gesagt? — Mein Vertrauen zu Denen, die ihn verlästerten, ist für immer dahin! Ihr Kleingläubigen! Den Kräften, die er hervorlockte, wollet ihr nicht trauen? Nun, dann habt ihr auch zu Gott selbst, der die Keime dieser Kräfte in die Kindesseelen legte, kein Vertrauen!

Wie anders ist mein Blick geworden! Wie Schuppen fiel es mir von den Augen! Ich sehe jetzt, wenn ich in die Klasse trete, eine Schaar meist lieber Kinder vor mir. Züge der Lieblichkeit und Anmuth bemerke ich, wo ich früher nur Stumpfsinn, Rohheit und Niedrigkeit sah. Ich werde jetzt Pestalozzi's übrige Werke lesen. Der Dirigent, den meine Liebe zu Pestalozzi augenscheinlich sehr erfreut, hat mir heut das von Raget Christoffel verfaßte Werk:

„Pestalozzi's Leben und Ansichten in einem wortgetreuen Auszuge“ gesandt.

15. Novbr. Einen Brief von meinem Bruder aus Amerika! Er lebt noch, will herüber kommen, will mich holen.

Aber was ist er? was treibt er? Daß er darüber Nachricht nicht giebt, läßt wenig Tröstliches hoffen.

Du armer Bruder, der Du durch deinen Leichtsinn Dich und mich um das Erbe brachtest! Was magst Du schon gelitten haben!

Ich habe Dir längst vergeben, wie viel ich auch litt! Wurde dies Leiden mir nicht eine Vorstufe zu besserer Erkenntniß? Habe ich nicht in der neuen Lebenslage Wahrheiten gewonnen, die mehr werth sind, als das durch Deine Schuld verlorene Erbtheil? Ich muß dasselbe sagen, was die Königin Louise dem edlen Pestalozzi nachsagte: „Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind.“

Als mein Bruder sich entschließen mußte, als Preußischer Offizier zu quittiren, war er achtzehn Jahre alt. Was mögen die acht Jahre des Aufenthalts in dem wilden Lande aus ihm gemacht haben! — Ich freue und ängstige mich zugleich, wenn ich an sein Wiederkommen denke.

17. Novbr. Wir hatten heut eine Schul-Conferenz. Ein junger Lehrer macht dem Dirigenten gelegentlich das Leben sauer. Jener pflegt hart mit den Kindern zu verfahren, und es sind, wie ich vernommen, oft schon Klagen der Eltern über ihn eingelaufen.

Der Dirigent mahnte in milden Worten zur Vorsicht. Anstatt sich das gesagt sein zu lassen, widersprach der junge Mensch in häßlicher Weise. Vor einigen Monaten hätte ich ihm freilich vollkommen Recht gegeben. Doch ich muß es ihm als einen schweren Mangel anrechnen, daß er von einem solchen Dirigenten Nichts gelernt hat.

Aus dem Gespräch, das sich nun entspann, ist mir Folgendes bemerkenswerth:

„Gut denn,“ sagte der Dirigent, „den genannten Kindern haben Sie Ihre Liebe zugewandt, weil dieselben, wie Sie äußern, liebenswerth sind. Aber, lieber Herr, ist denn das ein Verdienst? Sie zahlen da nur zurück, was Ihnen gegeben wird. Soll aber ein Erzieher nicht einen höheren Standpunkt einnehmen? Wir müssen von dem Schatze der Himmelsgaben, der uns ohne unser Verdienst mitgetheilt ward, freudig weitergeben, und zwar wiederum auch da, wo eine Berechtigung, zu empfangen, ebenfalls nicht vorhanden ist.“

Da sagte der rohe Mensch trotzig: „Mit Liebe allein lassen die Rangen sich nicht regieren!“

Wieder sah ich die Augen des Dirigenten blitzen, wie sie ein Mal gegen mich blitzten. Doch auch dies Mal faßte er sich bald wieder. „Sie wollen doch nicht etwa damit sagen,“ entgegnete er, „daß ich überhaupt gegen das Strafen bin? Dann sollte es mir leid thun, bisher so wenig von Ihnen verstanden zu sein! Liebe üben, schließt Strenge nicht aus. Der Arzt, der den Kranken von einem Uebel erlösen will, muß das scharfe Instrument mit fester Hand

ergreifen und den schmerzlichen Schnitt vollführen, wenn die Natur des Uebels es erfordert. Das versteht sich ganz von selbst. Aber — und dies ist's, was viele Erzieher unglaublicher Weise nicht zu wissen scheinen! — der Arzt schneidet nicht mit vergifteter Klinge. Er säubert sie, daß sie hell und blank ist, nicht ein Rostfleckchen darf an ihr vorhanden sein! Viele Erzieher tragen aber ihren Haß, ihren Groll, ihre Abneigung hinein in die Strafe; das ist vom Uebel, lieber Herr! Das schafft entzündetes, böses Blut. Ein solches Verfahren verschlimmert, statt zu heilen, oder ruft bei Beseitigung eines Uebels in kurzer Zeit neue und bisweilen sogar noch größere Uebel hervor. So erzieht man sich Rangen! — Ich mahne nun ernstlich, davon abzulassen! Wo nicht, so passen wir nicht zu gemeinschaftlichem Wirken an einer Anstalt. Wir wollen noch einen Monat hingehen lassen und uns dann auf's Neue überlegen, ob eine Verständigung möglich ist. Wenn nicht, so muß Einer von uns aus dieser Anstalt weichen. Dann wollen wir gemeinsam der Behörde die Sache vortragen, und sie mag dann Sie oder mich versetzen. Ich wünsche aber, daß wir uns vereinigen."

Der Lehrer schwieg. Wir Uebrigen — dies war aus allen Mienen zu lesen — waren gänzlich auf Seiten des Dirigenten. Er ist doch ein vortrefflicher Mensch. Und er ist auch ein schöner Mann. Heut habe ich das so recht erkannt. Warum er sich nur nicht vermählt hat? Er ist doch schon dreißig Jahre alt und hat ein ziemlich gutes Gehalt und freie Wohnung. Vielleicht hat er vergebens

bis jetzt nach einem weiblichen Wesen gesucht, das seine Grundsätze theilt.

20. Novbr. Wonach ich mich früher sehnte von Tag zu Tage, das fürchte ich jetzt: ein Schreiben des Rathes, das mich an eine höhere Mädchenschule beruft. Meine jetzige Stelle ist mir lieb geworden, ich möchte sie nicht aufgeben. Ich kann das Lied: „Thränen hab' ich viele, viele vergossen, daß ich scheiden muß von hier, doch mein lieber Vater hat es beschlossen u. s. w." in der Klasse nicht mehr singen lassen. Als wir's das letzte Mal sangen, brachen mir die Thränen aus den Augen, und siehe, sogleich funkelte es in Aller Augen, und es war mir, als säh' ich einen Blumenflor voll Thau am Frühlingsmorgen. Nein, nein, sagte ich, ich gehe nicht von Euch, ich bleibe bei Euch! — Wie selig blickte da die liebe Schaar! Und unter derselben Kinder, denen ich noch bis vor kurzer Zeit solche Regungen nicht zugetraut hatte! Aber ich fühl's auch immer mehr, daß es nicht wohlgethan wäre, zu wechseln. Ich habe liebe kleine Engel um mich! Es geht mir ganz über mein Erwarten! Wie ist's möglich, daß es in diesen Ständen so liebe Kinder giebt! Es ist wahr, manche Ausdrücke, die man zu hören bekommt, sind nicht fein. Aber es kommt doch am Ende auf die Sache und nicht auf den Ausdruck an. Eines und das Andere wird von den höhern Ständen anders bezeichnet. Bedeutet es aber der Sache nach Dasselbe, so ist da eigentlich ein Unterschied nicht vorhanden! Wechseln nicht die Ausdrücke wie die Moden! In den unteren Ständen

liegt mancher Schmutz offen da, der in den oberen mit Rosenpommade überdeckt wird. Ich war offenbar ungerecht gegen die Armen. Gut, daß ich's bei Zeiten erfuhr, daß der Dirigent mir schonungslos seine Ueberzeugung sagte! Er hat mir die Augen geöffnet. — Wo ich gehe und stehe, beschäftige ich mich jetzt mit Betrachtungen dieser Art.

Gestern Abend hing ich einem Gedanken nach, der mich bis spät in die Nacht hinein wach hielt. Ist nicht jeder Geist, sagte ich mir, entwickelungsfähig bis in's Unendliche? Da sitzt vor mir ein armes Kind, bei dem die Entwickelung eben begonnen hat. Ich bin ihm jetzt ein Stück vor. Aber wir werden Beide sterben, sei es früh, sei es spät; Gott wird uns in Situationen bringen, die geeignet sind, uns weiter zu entwickeln. Kann es dann nicht geschehen, daß des Kindes Geist mir in der Entwickelung weit voran eilt? Wie, wenn einst ein lichter Engel vor mir stände und mir sagte: Dort unten saß ich einst vor dir als armes Kind, eine kleine, halb verkümmerte Erdenblume, die du tränken solltest mit himmlischem Thau. Ach, wie ließest du mich schmachten!

O mein Gott, wie beschämt müßte ich dann die Augen niederschlagen!

So will ich doch ja nur thun, was irgend in meinen Kräften steht! Man kann als Erzieherin in Bezug auf Liebesübung wohl zu wenig, nie zu viel thun!

Ein köstliches Dichterwort, das diese meine Ansicht bekräftigt, sprach der Dirigent kürzlich aus. Ich will es mir aufschreiben, damit ich's nicht vergesse. Es heißt:

Die Liebe rechnet nicht mit Küssen,
Die Streiche zählt kein tapf'rer Mann.
Der Himmel giebt in Regengüssen
Mehr, als die Erde trinken kann.

Ein Edelstein! Nun, so will ich denn auch meinen Schülerinnen mein Herz ganz weihen, und ich will auch denen, deren Herzen sich etwa mir nicht öffnen, treu in der Liebe bleiben! Die Erinnerung kann ja auch später in ihnen noch heilsame Nachwirkungen hervorrufen! Wer kann die Segnungen, die Folgen der Liebe berechnen?

Es mögen noch einige Aussprüche, die ich mir nach Gesprächen mit dem Dirigenten auf einen Zettel schrieb, hier einen Platz finden.

Aristoteles sagt: Man lernt wahrhaft nur Das kennen, was man selbst treibt!

Lavater schrieb ein Mal an eine Freundin: Die Befolgung folgender fünf Regeln müsse der Grund der Erziehung sein:

Die Kinder in guter Laune erhalten,
Sie an Ordnung gewöhnen,
Unerlaubte Dinge bestimmt abschlagen;
Hingegen so viel als möglich gestatten, und
Nicht am Verbieten Freude haben.

Alfred Meißner:

Die Liebe lieb'! In ihrem Heiligthume,
Von ihrem Odem sonnenhaft umweht,
Sei sie die Sonne, du die Sonnenblume,
Sie Stern, du Aug', sie Pol und du Magnet.

G. Görres:

Kinderunschuld, Himmelsblume, die auf öder Erde blüht,
Eine Rose auf der Haide, die der kalte Wind umzieht.
Gleich der silberklaren Quelle, die im Fels ruht unbekannt,
Gleich der Harfe, voll von Liedern, unberührt noch von der Hand.

Goethe:

Christus hat Recht, uns auf die Kinder zu verweisen; von ihnen kann man lernen und selig sein.

Die Liebe herrscht nicht, aber sie bildet, und das ist mehr.

Diejenigen Lehrer und Menschenführer, die ihren Schülern nur äußere mechanische Pflichten auferlegen, machen sich's und der Welt leicht.

Jean Paul:

Die Freude ist der Sommer, der die innern Früchte färbt und reift.

Im Talmud steht:

Geduld, Geduld, sie ist vierhundert Zechinen werth.
Die wahre Armuth ist die Armuth des Urtheils.
Das Verderbniß des Gedankens ist schlimmer als die Sünde.

Cicero:

Der rechte Lehrer muß mit der rechten Milde, Strenge und Gerechtigkeit zu seinen Schülern treten. Die Bestrafung der Kinder soll durch Wort und That geschehen. Die Zucht darf weder zu mild, noch zu hart sein. Wie die Gelindigkeit und Sanftmuth nicht die in der Handhabung der Gesetze nöthige Strenge verhindern darf, so darf die Bestrafung, mag sie in

Worten oder Thaten bestehen, nichts Beschimpfendes in sich haben. Dabei muß die Strafe der Schuld angemessen und in gleichen Fällen immer gleich sein. Auch muß man sich hüten, im Zorn zu strafen; denn mit einem aufgebrachten Gemüthe ist es unmöglich, die glückliche Mitte zwischen dem zu Viel und dem zu Wenig zu treffen. Selbst wenn man verweisend in einem heftigen Tone und mit nachdrücklichen Worten redet, muß immer sichtbar sein, daß wir nicht deswegen Vorwürfe machen, weil wir aufgebracht sind. Wir müssen vielmehr zu Verweisen, so wie die Aerzte zum Schneiden und Brennen bei ihren Kranken, ungern, selten und niemals anders unsere Zuflucht nehmen, als wenn es durchaus nothwendig und jedes andere Mittel unkräftig befunden worden ist. Der Andere muß gewahr werden, daß das Bittere und Unangenehme, was in unsern Vorstellungen liegt, uns selbst eine Ueberwindung gekostet hat, zu der wir uns nur um seines Besten willen haben entschließen können.

Fichte:

Die religiöse Bildung sollte kein Unterricht über bestimmte Lehren, sondern Bildung des Herzens zur Tugend und Sittlichkeit sein.

Jean Paul:

Man kann sich die Kinder nicht unschuldig genug denken!

Goethe:

Zieht mir mein weißes Kleid nicht aus!

Ich will mir ein Buch anlegen, in das ich mir solche Worte eintrage, und dies Buch soll dann für mich ein Sternenhimmel sein, zu dem ich oft aufschaue.

Und noch Eins! Meine Kleidung ist meiner Stellung gegenüber zu vornehm. Sauberkeit soll von jetzt ab der Hauptschmuck meiner Kleidung sein. Ich will mich in allen Dingen bemühen, mehr und mehr den Kindern Maß und Vorbild zu werden. Gott segne mich, stärke mich!

23. Decbr. Seien Sie den Kindern eine barmherzige Schwester! hat mir der theure Mann gesagt, den ich liebe, — wie soll ich sagen? — wie einen Vater? — einen — Bruder? — ich weiß es selbst nicht. Nur so viel weiß ich: er erfüllt meine Gedanken, er hat eine Stätte in meinem Herzen gefunden, wie noch nie ein Anderer.

Ach, das waren böse Tage seit dem ersten December!

Der Winter kam, ein eiserner Tyrann,
Nie lösend seine Faust, die festgeballte,
Die eisig sich um Berg' und Thäler krallte,
Ihr Leben lag erstarrt in seinem Bann.

Und mit ihm kam die Noth mit zehnfacher Wuth. Nun hab' ich's kennen gelernt, was die Armen zu tragen haben. Wie sah es mit dem Schuhwerk, mit den Kleidern manches armen Kindes aus! Da habe ich denn der Ermahnung meines Dirigenten Folge geleistet und bin als „barmherzige Schwester“ in manches Haus gegangen. Mein Gott, welch' Elend fand ich hier und dort! Da hätte ich sollen meine Geschmeide im Kasten liegen lassen, meine Geschmeide, die ich doch nicht mehr trage? Und gerade

dies Mal werde ich — das fühlt mein Herz — das schönste Weihnachtsfest feiern.

Ich vernahm auch, daß es der Dirigent eben so macht, und es ward mir dazu gesagt, in dem Umstande, daß er einen großen Theil seines Gehaltes zu Spenden an arme Eltern seiner Schüler verbraucht, liege der Grund, daß er sich eine Lebensgefährtin noch nicht habe erwählen können. Dies hat ihn mir noch theurer gemacht.

Die acht Kinder meiner Klasse, die keine Väter haben, will ich am heiligen Abend auf meiner Stube beschenken; für sie zünde ich einen Christbaum an. O ich fühle es: schon jetzt segnest du, heiliges Fest, mich „mit Strömen der Liebe!"

28. Decbr. Ja, „mit Strömen der Liebe hast du mich gesegnet," du heiliges Fest, mit Strömen der Liebe, und in einer Weise, wie ich es mir nimmer als möglich zu denken vermochte! Mir ist zu Muthe, als lebte ich jetzt schon dort, von woher alle guten Gaben kommen.

Ich hatte am heiligen Abend eben den beglückten Kindern, die in meiner Stube von mir beschenkt worden waren, die Treppe hinunter geleuchtet und saß nun, in seligen Empfindungen versunken, vor dem noch brennenden Christbaum, da klopfte es stark an der Thür, und herein trat ein kräftiger, gebräunter Mann. Einen Augenblick stand ich ihm, der schweigend mich ansah, gegenüber, dann erkannte ich in ihm — meinen Bruder, und wir lagen uns mit Ausrufen freudigster Empfindung in den Armen. Er bat um Verzeihung wegen des Geschehenen, und daß ich

ihm von Herzen verzieh, schien ihm ungemein wohl zu thun.

Wir saßen bis in die tiefe Nacht hinein und erzählten uns unsere Schicksale. Anfangs bedauerte er, daß ich Lehrerin hatte werden müssen; als ich aber meine Mittheilung über meine Thätigkeit in der Schule beendet hatte, fand er nicht Worte genug, meinen Gesinnungen Anerkennung widerfahren zu lassen. Er äußerte mehrmals, er hoffe, ich werde ihn nach Amerika begleiten, und er werde dort Alles gut machen, was er verschuldet.

Nun begann er die Amerikaner wegen ihres Eifers für das Schulwesen zu preisen. Vor kurzer Zeit noch hätte ich solche Mittheilungen aus jedem andern Munde für Humbug gehalten. Möge man nun wollen oder nicht: man muß Respekt vor den Gesinnungen eines Volkes bekommen, das folgenden Congreß-Beschluß aufzuweisen hat: „Der sechsunddreißigste Theil von allem Grund und Boden gehört der Schule.“ Die westlichen Staaten sind seitdem in viereckige Bezirke von sechsunddreißig englischen Quadratmeilen getheilt, die in der Mitte gelegene Quadratmeile Grund und Boden der Schule überwiesen worden. Mit der Zunahme der Bevölkerung steigt der Werth des Bodens, selbstverständlich zumeist der des mittleren Theils. So ist's geschehen, daß bereits vor einigen Jahren die jährlichen Erträge der Schulfonds von New-York bis auf vier, die von Illinois auf sechs Millionen Dollars angewachsen sind. Daneben wirken noch reiche, von Privatpersonen ausgehende Stiftungen. Die

laufenden Steuern werden nicht besonders, sondern mit den übrigen Steuern erhoben. Eine lebhafte Schilderung machte mir mein Bruder von den wohleingerichteten Schulhäusern New-Yorks. Jedes Kind hat ein hübsches, angestrichenes Pult und seinen besonderen Stuhl, und doch haben zwei Tausend Kinder in einem solchen Hause Platz. Für Neubau und Erweiterung von Schulhäusern gab die Stadt in den letzten Jahren anderthalb Millionen Dollars aus. Karten, Globen, naturhistorische Sammlungen, Bibliotheken, namentlich zum Ausleihen an die Schüler, finden sich in erforderlichem Maße in allen Schulen. Es handelt sich hier nur um Volksschulen; die höheren Lehranstalten überläßt man vollständig der Privatsorge. Gutes bietet man Allen; wer darüber hinausgehende Wünsche hegt, dem ist anheimgestellt, zu ihrer Befriedigung das ihm erforderlich Scheinende zu thun. So Großes in Bezug auf das Schulwesen New-York thut, es wird von Boston in den Schatten gestellt. Die Schulhäuser sind wahre Paläste, die Lehrergehälter höchst anständig. Bunkershil, der Geburtsort Benjamin Franklin's, liegt gegenwärtig mitten im Weichbilde der Stadt. Die Sorge für den Unterricht der Jugend ist das schönste Denkmal, das man dem edlen Franklin errichtet, und das fortwährend noch verschönt wird. Es ist Sitte geworden, daß Wohlhabende zu Gunsten der Schule Legate aussetzen. Sieht man von einer Zahl neu eingewanderter Irländer, Franzosen und Belgier ab, so giebt es in Boston keinen Pöbel.

Diese und ähnliche Mittheilungen erregten mein leb-

haftestes Interesse. Es war inzwischen Ein Uhr Nachts geworden. Meine Wirthin hatte meinem Bruder eine Stube eingeräumt, so daß er nicht nach dem Gasthause zu gehen brauchte. Als er mir eine gute Nacht wünschte, äußerte er noch, er werde mir am Morgen eine Kleinigkeit aufbauen.

Nachdem wir am Morgen uns begrüßt hatten, bat er mich, ihn einige Augenblicke in meiner Stube allein zu lassen. Er schloß die Fensterladen, zündete den Christbaum an und rief mich herein.

Auf dem Tische stand ein kleines Kästchen. Nun nahm er mich in seinen Arm, bat noch ein Mal bewegten Herzens wegen des Geschehenen um Verzeihung und sagte mir dann, ich solle mit der kleinen Gabe, die dort auf dem Tische stehe, vorlieb nehmen. Es sei wenig, wenn er es in Vergleich stelle mit dem Kummer, den ich jedenfalls lange Zeit erduldet habe, allein er habe es wenigstens im Schweiße seines Angesichts erarbeitet, und ich solle den guten Willen als das Fehlende dazu nehmen.

Ich küßte ihn und versicherte ihm noch ein Mal auf das Feierlichste, daß auch nicht ein Hauch des Grolles in meinem Herzen vorhanden sei. Früher, das wolle ich ihm der Wahrheit gemäß gestehen, da habe ich seiner manchmal mit Vorwurf gedacht, aber seitdem durch die Einwirkung eines hohen und hehren Manneskaracters in meiner Gedankenwelt eine vollständige Umwandlung vor sich gegangen sei, habe die volle Liebe zu dem irrenden Bruder wieder von meinem Herzen Besitz genommen.

Da er mich nun bat, das Geschenk anzunehmen, trat ich an den Tisch. Ich hob das kleine, aus schlichtem Holze gearbeitete Kästchen auf und wunderte mich über seine Schwere. Als ich den Deckel öffnete, erblickte ich gelbe, verschiedenartig gestaltete Stückchen Metall; einzelne von der Größe der Hanfkörner, andere drei, vier Mal größer. „Was ist das?“ fragte ich verwundert.

„Es ist gediegenes Gold aus den Bergwerken Californiens,“ entgegnete er.

Nun umschlang er mich wieder und küßte mir Stirn und Augen, indem er sagte: „Siehe, theure Schwester, nun hast Du doppelt wieder, was Du verlorest!“ Und als ich ihn erstaunt anblickte, schüttete er vorsichtig das Gold auf die weiße Tischdecke und sagte: „Dieses Häufchen Gold hat den Werth von über dreißig Tausend Thalern. Verzeihe, daß der Geber den Werth des Geschenkes angiebt. Aber ich muß Dir das sagen, weil Du das rohe Gold nicht abzuschätzen weißt, und ich nicht möchte, daß Du Dir die Gabe weder geringer noch größer vorstellst, als sie ist.“

Ich war wie erstarrt, ich dankte, aber vielleicht weniger herzlich, als mein Bruder es erwartet hatte. Das kam aber zumeist daher, weil er hinzugesetzt hatte: „Nun legst Du Dein Amt nieder, kommst mit mir nach New-York, und dort lebst Du ganz nach Deinem Willen und genießest wieder bessere Tage!“

Ich war verwirrt, ich fühlte, wie ich abwechselnd roth und blaß im Gesicht ward, und ängstigte mich in

dem Gedanken, was wohl der Bruder von mir denken würde!

Aber der Bruder war, wie ich bald erfahren sollte, ein zu guter Menschenkenner geworden, um nicht zu durchschauen, was in mir vorging. Auf mich stürmten verschiedenartige Empfindungen ein, daß ich mir nicht klar war.

Ich rüstete mich, zur Kirche zu gehen; bei Gott wollte ich mir Raths erholen; ich gedachte des schönen Spruches aus Jakobus: Nahet Euch zu Gott, so nahet er sich zu Euch!

Während in der Kirche Gott mir den lichten Pfad zeigte, den ich zu gehen habe, las mein Bruder (auch dies vernahm ich erst später) in meiner Wohnung mein — Tagebuch, das ich in der Verwirrung vergessen hatte einzuschließen. Als ich zurückkehrte, fand ich ihn zum Ausgehen gerüstet, und er sagte mir, er habe bis zu Mittag noch einen Gang.

Seine Absicht war es, auf kürzestem Wege die Gesinnung des Dirigenten zu erforschen. Zu ihm ging er und stellte sich ihm als meinen Bruder vor. Dann sagte er, er sei gekommen, die Schwester nach Amerika zu holen, und gab den nächsten Morgen als die Zeit der Abreise an. Auch brachte er dem Dirigenten ein förmliches Lebewohl von mir mit, indem er hinzufügte, es sei mir der Reisevorbereitungen wegen nicht möglich, mich selbst persönlich zu verabschieden.

Und von dem Allen ahnte ich Nichts!

So wolle er, wenn es gestattet sei, zu einem kurzen Abschied kommen, hatte der Dirigent geäußert, und es war von meinem Bruder die Zeit zwischen drei und vier Uhr Nachmittags als die zum Besuche geeignetste bezeichnet worden.

Ich ahnte aber auch davon Nichts. Es fiel mir nach Tische auf, daß mein Bruder öfter nach der Uhr sah, auch schien er mir zerstreut zu sein. Da klopfte es, und auf das Herein trat der Dirigent in die Stube. Wie blaß sah der Mann aus! Mein Gott, es füllen sich jetzt noch meine Augen mit Thränen, wenn ich daran denke! Erfreut über sein Erscheinen, zugleich aber erschreckt über sein Aussehen, trat ich ihm entgegen, besorgt ihn fragend, was ihm fehle. Er suchte sich zu fassen, aber seine Hand, mit der er die meine ergriffen hatte, zitterte. Er sei gekommen, sagte er, um mir Lebewohl zu sagen. Mein plötzliches Scheiden gehe ihm nahe; er habe geglaubt, wir würden gemeinsam weiter am schönen Werke wirken. ..... Er vermochte vor Bewegung nicht weiter zu reden.

„Mein Gott," sagte ich, „wie meinen Sie das? ich habe das auch geglaubt! Was ist denn geschehen?"

Ich sah den Bruder an. Dieser sagte, ohne sich zu verrathen, mit fester Stimme: „Nun, Schwester, ich habe es dem Herrn Dirigenten angekündigt, daß Du Deine Stelle niederlegst und morgen mit mir die Reise nach Amerika antrittst!"

„Aber, Bruder," rief ich erschreckt, „wie konntest Du

das thun? Bruder, verzeihe mir: ich kann die Stelle nicht verlassen; es ist mir dies nicht möglich!“

„Wie,“ sagte der Dirigent erstaunt und erfreut zugleich, „Sie, mein Herr, thaten das aus eigenem Antriebe?“

Mein Bruder entgegnete: „Aus brüderlicher Pflicht, und ohne es böse gegen irgend wen zu meinen. — Ich habe mich gewöhnt, meine Sachen nach Amerikanischer Art kurz und bündig auszuführen. Ich muß schon morgen fort; meine Schwester wird, hoffe ich, sich schnell noch eines Bessern besinnen, sie wird dem Bruder folgen!“

„O,“ sagte darauf der Dirigent, „so bitte ich Sie beiderseits, ehe Sie einen Endentschluß fassen, noch dies zu Rathe zu ziehen!“ Dann sich an mich wendend, fuhr er fort: „Gestatten Sie mir, Ihnen mein Herz ganz zu öffnen. Ich liebe Sie von Grund des Herzens. Ich biete Ihnen Herz und Hand! Verdiene ich Ihr Herz, so beruhigt sich gewiß Ihr Bruder und besteht nicht darauf, daß Sie ihm folgen sollen!“

Da lehnte ich mein Haupt an die Schulter des theuren Mannes und brach in Thränen aus. Ich war so glücklich und so bewegt, daß ich nicht zu reden vermochte. Kaum weiß ich, was nun geschah.

„Er preßte zehn Lilien auf meine Locken,
Zwei brennende Rosen auf meinen Mund,
Auf schlug ich das Auge, süß erschrocken,
Und war für alle Zeiten gesund.
Wir schwuren uns keine Liebeseide,
Wir sprachen vom Glück nicht leise, noch laut....“

Endlich hörte ich den Bruder reden. Er reichte seinem zukünftigen Schwager und mir die Hand, die Augen standen ihm voll Thränen. „Ich werde Nichts thun," sagte er, „Euch zu scheiden; denn ich habe es erkannt, Ihr gehört nach Gottes Willen einander an; ich rufe der Eltern Segen auf Euch herab!"

„Nur ein bescheidenes irdisches Loos vermag ich Ihrer Schwester zu bieten," versetzte der theure Mann. „Aber sie sucht ihre Freuden nicht in dem Besitz irdischen Flitters, und was zu des Lebens Nothdurft gehört, giebt uns Gott. So hoffe ich, wir werden auch bei Wenigem glücklich sein!"

Ich hatte mich inzwischen zu fassen gesucht, blickte durch Thränen freudig empor zu dem geliebten Manne und sagte: „Und doch ergebe ich mich nicht gänzlich bedingungslos!" Und als er mich darauf liebreich fragte, was ich meine, sagte ich: „Ich verlange, entsprechend alter Germanischer Sitte, eine Morgengabe, und es soll dies die feste, unumstößliche, feierliche Zusage Ihrerseits sein, die Hälfte der Zinsen meines Vermögens, das der Bruder mir in verdoppeltem Maße zugestellt hat, nach gemeinsamer Berathung mit mir als Opfergaben für arme Kinder unserer Schule zu verwenden, über die übrigen Zinsen und über das Capital aber ohne alle Berathung mit mir, demnach gänzlich nach eigenem Ermessen zu verfügen."

Ich lege die Feder weg, denn in Worten zu schildern, welches Glück wir empfanden, vermag ich ja doch nicht. Die Erinnerung wird mir unverlöschlich und heilig blei-

ben, ohne das arme Wort des Tagebuches als Stütze nöthig zu haben. Es klang wie Festgeläut durch meine Seele; es war mir, als hörte ich Engelchöre das Lied der Liebe singen, das den Ewigen preist, der seine Kinder hier schon „mit Strömen der Liebe segnet.“

Eine harte Schule.

1. Im Comptoir.

Ein junger, hübscher, sorgfältig gekleideter Handlungsdiener steht am Pult in einem Comptoir. Es ist Niemand sonst zugegen. Ein kaufmännisches Buch liegt aufgeschlagen vor ihm. Aber er schreibt Nichts ein, er macht sich vielmehr mit einem losen Blatte zu schaffen. Wir blicken ihm über die Schulter. In verschiedenen Schriftzügen steht der Name Emilie auf dem Blatte, und eben sehen wir ihn in Blumenschrift entstehen. Oben auf dem Blatte steht das Dichterwort:

„Gereihte Perlen deckte auf ihr Lächeln.“

Auch noch andere Dichterworte finden wir auf dem Blatte, z. B.:

„Als Perle kam Dein Wort zur Muschel meines Ohrs.“

Verschiedene Ausstriche und Verbesserungen bei anderen Versen verrathen, daß der junge Mann — Fränzel ist sein Name — selbst das geflügelte Roß der Dichtung bestiegen hat, aber wir lernen ihn bald als einen dichterischen Sonntagsreiter kennen. Und doch strahlt sein Angesicht, indem er auf seine Verse blickt, so selig, daß man überzeugt sein

kann, er halte das, was er als Dichter „geleistet“ hat, für besser, als die Verse des oben citirten Arabischen Dichters Hariri.

Ein Mann in mittleren Jahren, dessen Aussehen auf den ersten Blick Vertrauen erregt, tritt in's Zimmer. Es ist der Geschäftsführer Rust.

Fränzel hat in seinen Verzückungen weder die Thür gehen hören, noch bemerkt, daß ihm Jemand zur Seite getreten ist. Rust, der das Blatt sieht, das wir eben betrachteten, zuckt leicht die Achseln und schüttelt ein wenig den Kopf. Dann fühlt Fränzel, wie sich ihm auf sein wohlpommadirtes Haupt eine breite, weiche Hand legt, und er hört, indem er zugleich den Sprecher erblickt, die Verse sagen:

„Theurer Freund, Du bist verliebt,
Und Dich quälen neue Schmerzen;
Dunkler wird es Dir im Kopf,
Heller wird es Dir im Herzen.

Theurer Freund, Du bist verliebt,
Und Du willst es nicht bekennen,
Und ich seh' des Herzens Gluth
Schon durch Deine — Weste brennen.“

Der Ausdruck des Erschrecktseins und des Vorwurfs lag in Fränzel's Blicken, die er auf Rust richtete. Eine solche Profanirung seiner innigsten Empfindungen hätte er seinem väterlichen Freunde — denn als ein solcher Mann hatte sich ihm Rust vielfach erwiesen — nicht zugetraut.

„Nun, nun,“ sagte Rust gutmüthig, indem er dem jungen Manne leicht die Wange klopfte, „es war so böse

nicht gemeint! — Was ich Ihnen im Grunde sagen wollte, ist dies: Lieben Sie, seien Sie ein Liebender, aber seien Sie nicht das, was man einen Verliebten nennt!“

„Ich verstehe Sie nicht!“

„Hm. Nun, lieber Fränzel, Sie werden mich leicht verstehen, wenn ich Ihnen sage: Lieben führt zum Guten, Verliebtsein führt vom Guten ab!“

Fränzel schüttelte den Kopf.

„Lieber Fränzel,“ sagte der Geschäftsführer mit mildem Ernst, „Sie sind seit einiger Zeit nicht treu und gewissenhaft in Ihrem Berufe!“

Fränzel sah erschreckt auf.

„Echte Liebe,“ fuhr Rust in gleichem Tone fort, „gestattet nicht, Amt und Pflicht zu vernachlässigen. Was würde unser Chef gesagt haben, wäre nicht so Manches in Ordnung gebracht worden, was Sie ....“

„Ich merke, ich merke!“ unterbrach Fränzel, indem er den Geschäftsführer bei der Hand ergriff und diese drückte. „Sie sind wieder der Gütige gewesen!“

„Dies ist Nebensache, junger Freund! Ich sage es noch ein Mal: echte Liebe stärkt alles Gute im Menschen. Wird ein Mann durch die Wirkung einer Neigung zu einem weiblichen Wesen von der Bahn der Pflicht abgeführt, so möge er wohl seine Neigung genau untersuchen! Bei mir war es gerade umgekehrt, als bei Ihnen.“

„Ach, wenn Sie wüßten, wie ich liebe, und wie ich geliebt werde!“ entgegnete Fränzel, indem er seine Hände zusammenpreßte und verzückt nach der Decke blickte.

„Wie Sie lieben, und ob Sie lieben," erwiederte Rust, „das wird sich erst ausweisen. Wenn Sie dem, was ich gesagt habe, ein wenig Beachtung schenken, so werden Sie mich verstehen; ich mag mich nicht wiederholen. Gott bewahre Sie vor aller Phantasterei! vor aller eitlen Selbsttäuschung!"

„Sie sollten meine Emilie kennen!"

„Vorläufig bleibt zu wünschen, daß Sie, lieber Fränzel, sie möglichst genau kennen lernen!"

„O, ich kenne sie! Ihre Liebe macht mich namenlos glücklich. Ist sie erst ganz mein, so wird in der Welt Nichts im Stande sein, mich von der Höhe meines Glückes ...."

„Mir wird bange!" unterbrach Rust. „Sie sind ein Verzückter. Es wird mit Ihrer Empfindung rückwärts gehen, ehe Sie es denken."

Es war die übliche Frühstückspause angebrochen, sonst hätte der gewissenhafte Rust sich in dies Gespräch nicht eingelassen. Rust war glücklich verheirathet gewesen; vor fünf Jahren hatte ihm der Tod seine brave Frau und sein einziges Söhnchen geraubt. Er bewahrte Beiden ein treues Angedenken und war jeder Gelegenheit, sich wieder zu verheirathen, aus dem Wege gegangen. Aber das eheliche Leben war seitdem der Gegenstand seines tiefen Nachdenkens geworden, und er meinte bemerkt zu haben, daß in neuerer Zeit die Zahl der leichtsinnig geschlossenen Ehen in der Zunahme begriffen sei.

Als er im Laufe des Gesprächs vernommen hatte, daß

Fränzel sich schon in nächster Zeit zu verheirathen gedenke, und als Fränzel auch die Bemerkung hatte fallen lassen, daß seine Braut ebenso wenig äußere Mittel besitze, als er selbst, sagte Rust: „Nun denn, liebster Freund, so lassen Sie sich wenigstens das gesagt sein: fangen Sie in Bezug auf Wirthschaft und häusliche Einrichtung recht klein an!“

„Es muß aber doch Alles seine Art haben,“ entgegnete Fränzel. „Ich kann doch meine Braut nicht in Verhältnisse und Umgebungen bringen, die unter ihrer Würde sind!“

„O, das hört sich übel an!“ sagte Rust. „Soll der Preis des Sophas und der Gardine Ihrer Braut den Maßstab dafür abgeben, wie hoch Sie dieselbe schätzen, dann hoffen Sie nicht auf eine glückliche Zukunft. Ich sagte Ihnen vorhin: Prüfen Sie Ihre Liebe! — Ich setze jetzt hinzu: Gehen Sie davon ab, an der Güte Ihrer Möbel die Güte Ihrer Liebe erkennbar machen zu wollen! Ihre Emilie wird hoffentlich in anderen Dingen weibliche Würde anerkannt sehen wollen. Gehen Sie ihr nur mit gutem Beispiele voran.“

„Meine Braut ist äußerst anspruchslos. Aber man bekommt doch Besuche.“

„Da haben wir's!“ versetzte Rust lebhaft. „Das ist ein Haupt-Riff für so Viele, die in den Hafen der Ehe einsegeln. Verständige, biederherzige Verwandte und Freunde wären mit einem einfachen Haushalt zufrieden. Aber da gehören zum Kreise der Verwandten und Bekannten einige Personen, die allerhand eitle Schrullen in den Köpfen haben, etwa eine alte phantastische Tante oder ein junges,

eitles Weib, Leute, die man im Grunde des Herzens nicht ein Mal lieb hat, und gerade solcher Leute wegen weicht man in Bezug auf häusliche Einrichtung von dem Wege der Vernunft ab! — Die Tante würde ein schönes Gesicht machen, heißt es, wenn sie sähe, daß wir geringer eingerichtet seien, als sie; nein, wir wollen ihr zeigen, daß wir's können! Sie soll die Augen aufreißen vor Aerger! — Wo solche und ähnliche erbärmliche und nichtige Rücksichten mit in die Ehe einziehen, da, mein junger Freund, stehen böse Tage in Aussicht!"

Fränzel sah starr auf sein Pult. Fühlte er die Wahrheit dessen, was Rust darlegte? Waren zwischen ihm und seiner Braut Reden gefallen, die mit den eben verurtheilten Ansichten Verwandtschaft hatten? Waren etwa gar schon von ihm einleitende Schritte zu einer häuslichen Einrichtung getroffen, wie sie eben getadelt worden war?

Lebhafter und eindringlicher noch fuhr Rust fort: „Ist's noch Zeit, junger Freund, so bitte ich Sie: schenken Sie meinen Worten einige Beachtung! Sagen Sie nicht, man müsse Alles selber erfahren und durchmachen, um gescheut zu werden! Ich sehe nicht ein, weshalb ich mir ein Bein brechen soll, um dadurch erst zu dem Wissen zu gelangen: das und das führt zum Beinbruch! — Eindringlich sind die Lehren, die man sich durch eigenen Schaden erkauft, das ist wahr; aber vielfach können wir doch zu weit billigeren Preisen Belehrungen empfangen. Wie Mancher geht blindlings in's Verderben, der darauf pocht, alles Mögliche durchzumachen, um gescheut zu werden. Zwei

junge Leute schwammen trotz der Warnung einiger erfahrenen Fischer durch einen reißenden Strom; der Eine kam mit dem Leben davon, während der Andere vom Strudel in die Tiefe gerissen ward. Hätte Letzterer sich doch lieber die Erfahrungen der Fischer zu Nutze gemacht! Der Kluge nimmt nicht Alles als Rath an, was ihm gerathen wird; er weiset aber auch nicht von vorn herein jeden Rath zurück. Er sieht sich das, was ihm als Rath angeboten wird, mit Ernst an. Ernster aber noch verfolgt er die Vorgänge des Lebens. Nur die Augen auf, junger Freund, und mit Herz und Vernunft das in Betracht gezogen, was wir an Anderen sich vollziehen sehen! Die Wahrheit predigt auf den Gassen, sagt ein alter Spruch, und Niemand achtet ihrer. Niemand will sagen: Wenige. Es gehet heut zu Tage mit der Ehe, namentlich hier in Berlin, wie mit den Aufführungen auf der Bühne: Der Inhalt wird als Nebensache betrachtet, dagegen auf die Decoration die größeste Aufmerksamkeit verwandt. Das war früher auf der Bühne anders und auch im Leben anders. Dieselbe Erscheinung — es ist dies eine Consequenz des jetzigen Ehelebens — tritt auf bei Kindtaufen, Einsegnungen, Begräbnissen. Herr Gott im Himmel, sieh darein! Wo kümmert man sich noch um den geistigen Inhalt solcher feierlichen Acte? wo gar pflegt man diesen Inhalt? — Der Schein, die Decoration nimmt alle Aufmerksamkeit in Anspruch! Und wenn es noch so sehr an Gelde mangelt: das Kind wird zur Taufe in einer Kutsche nach der Kirche gefahren. Und ist die Kirche auch noch so

nahe, der Knabe oder das Mädchen muß zur Einsegnung fahren — natürlich in einer Kutsche! — Und welche Decorationen bei Begräbnissen! Um den Todten zu ehren, heißt's da! — Selbsttäuschung, wenn nichts Schlimmeres! — Es geschieht dies Alles zumeist, um der Eitelkeit zu fröhnen. Alle Welt tadelt dergleichen Thorheiten; aber so wie der Einzelne in eine Situation kommt, in der er in einer der genannten Beziehungen für sich oder für ein Glied seines Hauses in Anspruch genommen wird, reißt der Strom der Unsitte ihn mit fort. Sie können lange suchen, ehe Sie Einen finden, der als Ausnahme zu betrachten ist. Es fehlt an einer entsprechenden Zahl tapferer Leute, Leute, die Muth haben, das Vernünftige und Rechte zu thun, ohne darnach zu fragen, welchen Eindruck ihr Thun auf die gaffenden Nachbarn macht. Die Thorheit findet Nachahmung, aber auch das Rechte. Nimmt die Zahl der Vernünftigen zu, so fällt eines Tages jene Unsitte, die den Geldbeutel so unnützer Weise belastet. Wie wäre es, junger Freund, wenn Sie den Muth hätten, die kleine Zahl der Vernünftigen zu vermehren?“

„Sie haben da wohl recht,“ entgegnete Fränzel, „und es ist das, was Sie sagen, auch der Vernunft entsprechend, aber ....“

„Nun? Das heißt also: Ich erkenne in einem Falle das Vernünftige, thue aber das entschiedene Gegentheil, das Unvernünftige.“

„Das ist zu hart gesprochen, Herr Rust. Mir wäre es schon recht, die Lehren, die Ihre Darlegung enthält,

auf meine Hochzeitsfeierlichkeit und auf meine häusliche Einrichtung zur Anwendung zu bringen, wenn meine Braut dächte wie — Sie. Wenn sie nun aber nicht so denkt? Und — sie denkt nicht so! — Soll man Vorurtheile geliebter Personen gänzlich unberücksichtigt lassen?“

„Ich gebe zu,“ entgegnete Rust, „daß man nicht so geradehin dies als Forderung aufstellen kann. Aber davon halte ich mich überzeugt, daß sich mit Vernunft und Liebe auf dem besprochenen Gebiete Vorurtheile mindestens in einem bedeutenden Maße mildern lassen. Nun würde es sich in Ihrem Falle fragen, ob Sie überhaupt den Willen dazu haben? — Geben Sie mir darauf eine bestimmte Antwort!“

Fränzel drehte eifrig an seinem schwarzen Bärtchen und sagte nach einer Pause: „Aufrichtig gesagt, Herr Rust, Sie haben mich da gewissermaßen an einen Berg von Schwierigkeiten gestellt, den hinwegzuräumen, ja auch nur anzugreifen ich nicht den Muth habe. Es fehlt mir auch das Geschick dazu. Soll ich meiner Braut sagen: Ich kann Dir ein Kleid von weißem Atlas nicht geben? Es sollen nicht zwei betreßte Bedienten hinten auf der Hochzeitskutsche stehen? Wir werden nicht bei Arnim unter den Linden das Hochzeitsmahl abhalten? Es wird nicht Champagner auf der Tafel erscheinen? — Wie, wenn dies Alles schon versprochen wäre?“ —

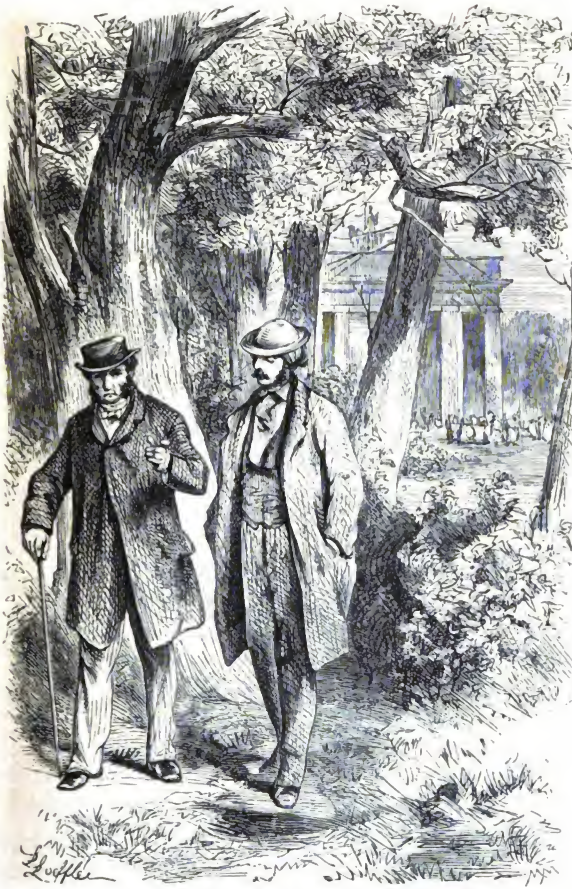
Rust machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, indem er sprach: „Genug, genug! Uebergenug! — Ich bedaure Sie, Fränzel! Lassen Sie uns abbrechen!“

„Das ist hart, Herr Rust," sagte Fränzel. „Sie setzen mich in Unruhe, und nun sagen Sie: wir wollen abbrechen! Jetzt lasse ich Sie nicht. Nunmehr sind Sie an der Reihe, Fragen zu beantworten. Wie würden Sie in meiner Lage sich verhalten, um dem Uebel zu wehren, das, wie Sie meinen, im Anzuge ist?"

„Ein Versuch," entgegnete Rust, „die Frage, wie Sie mir dieselbe gestellt haben, zu beantworten, würde heißen, in's Blaue reden. Ihre Braut ist mir ja nach ihrem Character gänzlich unbekannt, und von dem, was Sie mit derselben bereits verabredet haben, weiß ich doch eben nur Einzelnes."

„So werde ich anders fragen," versetzte Fränzel. „Stellen Sie sich zwei Personen, einen jungen Mann und ein Mädchen, vor, die in äußerer Beziehung mir und meiner Braut gleichen. Derselbe Stand, dieselben Mittel. Wie und auf welche Weise sollten diese nach Ihrer Meinung in die Ehe gehen? Ich werde dann überlegen, ob und wie weit ich von Ihren Darlegungen Gebrauch machen kann."

Rust sah nach der Uhr. „Die Zeit der Unterhaltung ist für jetzt um; wir müssen an die Arbeit. Ihre Frage will ich Ihnen gern beantworten, heut noch, wenn Sie es wollen. Und ich werde nicht theoretisch verfahren und sagen: so müßte gehandelt werden; ich werde Ihnen vielmehr einen wirklichen Vorgang aus dem Leben vorführen, der Ihnen sagen wird: so ist gehandelt worden. Haben Sie heut Abend Zeit?"



Im Thiergarten.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

„Ja, meine Braut ist heut bei einer ihrer Freundinnen.“

„Gut, so gehen wir nach dem Thiergarten; dort das Weitere!“

2. Im Thiergarten.

Nach dem Schluß der Geschäftsstunden fuhren Beide in einer Droschke nach dem Brandenburger Thore und gingen von dort in den Thiergarten hinein. Rust hatte gegen Fränzel die Aeußerung gethan, er wolle ihm einen wirklichen Vorgang aus dem Leben vorführen. Seine eigene Verheirathung war es, von der er zu erzählen beabsichtigte, nur sollten seinem Zuhörer die betreffenden Personen in Anonymität gehüllt bleiben.

Je näher der Stadt, je belebter waren die sich vielfach kreuzenden Wege des Thiergartens, dieses anmuthigen, sich fast bis nach der eine Stunde weit von Berlin gelegenen kleinen Stadt Charlottenburg hinziehenden Waldes.

Endlich hatten Beide einen Pfad erreicht, der an diesem Abende, außer von ihnen, von Spaziergängern nicht besucht ward. Es dämmerte schon stark, Dohlen suchten in den hohen Bäumen ihre Nachtsitze, in dem leichten Gewölk, das zwischen den Zweigen durchschimmerte, war nur noch ein mattes Roth zu bemerken.

Rust, der zumeist ernsten Sinnes war, schien heut bewegt zu sein. Liebende Erinnerung widmete er seiner verstorbenen Gattin in einem seltenen Maße, jedoch war

Letztere fast niemals der Gegenstand irgend eines Gesprächs mit einem Andern gewesen. Jetzt, da er von ihr zu reden gedachte, trat ihr Bild ihm lebhafter noch als sonst vor die Seele, wozu der Umstand das Seinige beitragen mochte, daß er desselben Pfades, auf dem er sich so eben befand, mit ihr zum Oefteren im trauten Gespräch gewandelt war.

Er sah im Geist die Lichtaugen, aus denen Liebe, Treue und Unschuld ihn angeblickt hatten. Was wären Edelsteine mit ihrem zauberischen Glanze für ihn gewesen gegen diese Augen, die ihm Kunde gegeben hatten von einem höheren Sein, deren Blicke Zwiesprach gehalten hatten mit den besten Empfindungen seines Herzens! Und diese Augen konnten erlöschen, diese Augen waren jetzt Asche! — Es war dies eine Vorstellung, über die er noch nicht zur Beruhigung gelangt war.

Als sie nun Beide langsam den einsamen Pfad verfolgten, ergriff Fränzel das Wort. „Gestatten Sie mir,“ sagte er, „aufrichtig auszusprechen, was mir soeben als Wunsch in die Seele gekommen ist. Lassen Sie Vorgänge aus dem Leben Anderer bei Seite; erzählen Sie mir dagegen aus Ihrem Leben, und theilen Sie mir mit, unter welchen Umständen Sie in die Ehe gingen.“

„Da begegnen sich Ihr Wunsch und meine Absicht,“ versetzte Rust, „nur hatte ich mir vorgenommen, mich Ihnen in der dritten Person vorzuführen, mir also das Schutzkleid der Anonymität zu leihen. Doch da Sie es selbst so wünschen, werde ich ohne alle Umhüllung von mir selbst

reden, eben so auch von meiner verstorbenen Gattin. Ich fürchte nicht, daß Sie denken werden, ich wolle mich rühmen. Wir sind, lieber Freund, allzumal schwache Menschen; dem Einen fehlt es hier, dem Andern dort. Gesteht man nun um eines guten Zweckes willen gelegentlich eine Schwäche ein, so darf man, wenn man hofft, dadurch nützen zu können, wohl auch ein Mal Etwas aus seinem Leben anführen, von dem man meint, daß es der Beachtung nicht unwerth sei.

„Ich hatte," fuhr Rust nach einer Pause fort, „mehrere Bekannte in die Ehe treten und sehr unglücklich werden sehen. Dies ließ ich mir eine Mahnung zur Vorsicht sein. Ich forschte den Ursachen nach, die zu so üblen Ergebnissen geführt hatten, und fand sie in den Schwächen, Thorheiten und Fehlern der Betheiligten. Gott sendet Unglück, z. B. Krankheit, aber ein solches Unglück lockert und verwüstet bei braven Ehegatten nicht das Bündniß, im Gegentheil, es befestigt, es läutert dasselbe. Neue edle Seiten des Characters treten zu Tage, der bessere Theil in dem Einen stärkt den in dem Andern, und ist das Leid vorüber, so hat ein jeder der Gatten an seinem innersten Wesen eine Bereicherung erfahren. Da heißt es denn wohl: Ich ahnte es bisher nur, jetzt aber w e i ß ich es, was ich an meinem Gatten, meiner Gattin habe! — So wandelt sich das Leid in Segen, und was in der Gestalt des Unheils kam, hat eine Lichtgestalt angenommen. Wo es recht zugehet, da dienen eben mehr und mehr alle Dinge, die Gott sendet, zum Segen. — Aber wie fressende Giftgeschwüre wirken

die Leiden, die aus den Fehlern und Thorheiten der Ehegatten entstehen, wenn nicht ein überwiegendes Gegen-Element vorhanden ist, auf das ich kommen werde. Sie werden nicht annehmen, lieber Freund, daß ich je gemeint haben könnte, es dürften sich eigentlich nur vollkommen tugendhafte Personen die Hand zum Ehebündniß reichen. Wäre dies die einzig geltende Bedingung für den Abschluß einer Ehe, nun, so käme gar keine zu Stande, weil es eben nicht vollkommen gute Menschen giebt. Dagegen darf, wenn das Ehebündniß zum Heile ausschlagen, wenn es Frieden, Freude, Zunahme an edlem Sinn bringen soll, Eines unbedingt nicht fehlen: reiner, guter, fester Wille, mit einem Worte, frommer Sinn. Alles Andere, Wohlgestalt, Jugendreiz, Reichthum, geistreiches Wesen und Aehnliches kann, wenn Jenes fehlt, eine Zeit lang eine Art Rausch hervorbringen, der die Betheiligten glauben macht, sie wären glücklich, und der sie auch oberflächlichen Beobachtern also erscheinen läßt. Der Rausch erreicht dann eines Tages sein Ende, und dies um so schneller, je überschwenglicher er war, und dann treten die bösen Dämonen des Mißbehagens, der Uebersättigung, der Langeweile, des verderblichen Suchens nach neuen Reizmitteln der verschiedensten Art auf, um dem Bündniß die letzten Reste seiner Segenskraft zu nehmen und seine Zerstörung zu vollenden.“

Alle diese Worte gingen unserm Fränzel durch Mark und Bein. Sein Gesicht glühte. Ihm war, als eröffne sich ihm ein Blick in seine eigene Zukunft.

Rust fuhr fort: „Ist der gute, reine, feste Wille, der fromme Sinn das vorherrschende Element in den Betheiligten, dann, aber auch nur dann wird das Bündniß eine Quelle des Segens. Die Ehe wird dann im edelsten Sinne des Wortes eine Erziehungsanstalt für die Gatten. Viel eher, als allein stehend, bemerkt der Einzelne seine Mängel, die Liebe zum Andern mahnt ihn fortwährend, sie abzulegen, des Andern Liebe erleichtert ihm die Befreiung von den Schwächen oder mindestens doch das Niederhalten derselben auf ein erträgliches Maß.

„Es geht eben mit der Ehe, wie mit vielen andern guten Einrichtungen: was zum Segen geschaffen und geboten wird, kann zum Fluche werden. Der Fälle giebt es ja so viele, in denen Männer und Frauen in der Ehe fortgesetzt schlechter werden, und da nehmen wir wahr, daß in Bezug auf caricaturhafte Ausartung die Frauen es den Männern zuvorthun.“

Fränzel schüttelte den Kopf.

„Lassen Sie,“ fuhr Rust fort, „mich nur erst ausreden; vielleicht, daß Sie mir dann doch beistimmen. In Ihrer dermaligen Gemüthsverfassung mögen Ihnen die Frauen in einem überschwenglichen Lichte erscheinen. Alle Ueberschwenglichkeiten bei Seite lassend, bekenne ich, daß ich selbst einen hohen Begriff von dem ursprünglichen Wesen der Frauen habe. Gestehe ich ihnen nicht dieselbe Berechtigung zu, die die Männerwelt hat, bin ich mit einem Worte ein entschiedener Gegner der sogenannten Frauen-Emancipation, so soll damit meinerseits nicht

gesagt sein, daß sie, was den Werth des inneren, des seelischen Lebens betrifft, in meinen Augen leichter wiegen, als die Männer, daß ihr Beruf und ihre Bedeutung nach meinem Urtheil geringer sei, als der Beruf und die Bedeutung der Männer. Behüte! Meine Meinung geht vielmehr dahin, daß die Organisation der Männer und der Frauen verschieden ist, daß man diese Verschiedenheit anerkennen, und daß man auf Grund dieser von der Natur gegebenen Verschiedenheit jeden Theil auf dem Felde der ihm zukommenden Wirksamkeit festhalten müsse. Ueber das, was Männer und Frauen an Fähigkeiten gemeinsam haben, und was sie unterscheidet, wird noch viel gestritten und mit der Zeit wohl das Richtige gefunden werden. Ich will hier darüber keine, am wenigsten eine gelehrte Untersuchung anstellen; ich will nur die sittliche Seite der Frage mit wenigen Worten hier berühren, die bei dem Gegenstande unsers Gesprächs in Betracht zu ziehen ist.

„Da sage ich denn: ich wünschte wohl, daß man den Frauen die Würde zuerkennete: ihr seid die Priesterinnen des Hauses! Schiller ruft den Künstlern zu:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben;
Bewahret sie; sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!

Ich wünschte, daß man es den Frauen zugestände, daß man es ihnen sagte, und zwar in so eindringlicher Weise, daß sie zum vollen Bewußtsein des Gesagten kämen: die Pflege der Sittlichkeit der jungen Geschlechter und damit die in der nächsten Zukunft herrschende Sitte ist in eure

Hand gegeben! Bewahret sie! Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben! —

„Gelangte dieser Gedanke zu größerer Anerkennung, dann würden doch wahrlich nicht die Frauen sagen, man achte sie gering! Aber diesem Gedanken wird noch zu wenig Beachtung geschenkt, im Großen wie im Einzelnen. Ich mache der Männerwelt den Vorwurf, daß sie thatsächlich die Frauen ihrer Priesterwürde entkleidet. Wer schreibt die frivolen Romane, durch die so viele Frauen verdorben werden? Wer schreibt die frivolen Theaterstücke? Wer läßt sie aufführen? Wer schreibt die Theaterkritiken, die solche Stücke nicht nur bestehen lassen, nein, sie auf der Bühne festhalten? Wer giebt solche Unterhaltungsblätter heraus, die in Summa sich so wenig befleißigen, edle, gute Sitte zu fördern? Männer, Männer, Männer!

„Und nun sehen Sie das Einzelleben, die Ehe, ja schon den Bräutigamsstand an! O der Thoren, die ihre Bräute schon der heiligen priesterlichen Binde der Bescheidenheit, des Gottvertrauens, der Züchtigkeit in Worten, manchmal sogar in Werken, entkleiden! Wie viele Bräute sind, während sie vor den Altar treten, schon im Gemüthe entweiht, verdorben für das Glück der Ehe! Und wie häufig würde, könnte man eine mikroskopische Untersuchung des Gedanken- und Gefühlslebens der Bräute anstellen, es sich ergeben, daß feiner Mehlthau sich den jungen Knospen schon angesetzt, und daß dieser seinen Ursprung in der Gedanken- und Gefühlswelt des Bräutigams hat!

„Nun erst die Ehe! Giebt es doch sogar Thoren von

Männern, denen es einen Genuß gewährt, ihre Frauen durch leichtfertige Reden erröthen zu machen! Wenn solche Männer dann späterhin Priesterinnen nicht im Hause haben, sondern an deren Stelle Teufelinnen, dann staunen sie über die Veränderung, dann sagen sie wohl, ihre Frauen hätten sich früher verstellt, während sie doch selbst die Saaten des Unkrauts aussäeten, deren Anwuchs und betäubender Aushauch ihnen ihre Häuslichkeit zur Hölle macht.

„Und man sehe und höre nur, wie es zumeist bei Besuchen zugeht! Ein frivoler Geist ist der herrschende geworden, auch in den sogenannten gebildeten Kreisen. Es werden Gesellschaften gegeben, in denen für den Körper vortrefflich gesorgt wird, in denen aber Geist und Herz leer ausgehen. Was sage ich: leer? Wenn das noch wäre! Nein, die Gedanken- und Gefühlswelt wird corrumpirt.

„In England herrscht vielfach noch eine eigenthümliche Sitte bei Gastmählern. Wenn die Männer merken, daß der Geist des Weines sie zu unsäuberlichen Aeußerungen zu reizen beginnt, dann werden die Frauen auf höfliche Art veranlaßt, sich zurückzuziehen. Es ist dies eine sonderbare Hülfe gegen ein Uebel; aber es liegt doch immerhin eine Art Anerkennung der Frauenwürde in diesem Gebrauch. Die Männer verhindern wenigstens, daß der feinere oder gröbere Unflath, der über ihre Zunge will, ihrer Frauen Herzen besudele. Man sollte nur von diesem Pünktchen aus weiter gehen und in concentrischen Kreisen die Verbesserung der Sitte vor sich gehen lassen,

und man käme endlich auf das Ganze, was noth thut. Das Ganze aber ist: die Frauen in sittlicher Beziehung von Jugend auf zu hüten, wie den Augapfel im Kopfe!

„Jean Paul ruft in seiner Levana (wer liest diese Erziehungslehre heut?) den Eltern das nicht genug zu beherzigende Wort zu: Für eure Töchter ist der Himmel kaum rein genug! Diesen Ausspruch thut er, nachdem er die Möglichkeit dargelegt hat, daß ein Jüngling wohl ein Mal durch die Hölle wandern könne, ohne dem Bösen zu verfallen. Hält man Beides zusammen, so soll offenbar gesagt werden, daß die feinere Organisation des Gemüthslebens des weiblichen Geschlechts durch eine böse Umgebung bei Weitem leichter verletzt und nachhaltig geschädigt werden könne, als die weniger feine des männlichen Geschlechts. Welch einen Wonnegenuß gewährt es, das Leben und Weben einer Frau zu beobachten, deren Gemüth durchleuchtet ist von göttlichem Licht! Schöner erscheint die Tugend nie, als an der Frau. Wendet aber die Frau sich vom Guten ab, dann stürzt sie bisweilen im Nu in die Tiefe, und gierig, einem Schwamme gleich, saugt sie das Böse in sich ein, so daß ein Aufkommen fast als unmöglich erscheint. Hütete man und pflegte man die Weiblichkeit in den Frauen sorgsamer, als es im Großen und Ganzen geschieht, wahrlich, sie würden, entsprechend dem Worte unsers großen Dichters, tausendfach mehr Rosen flechten und weben in's irdische Leben. Was sie zur Zeit nur gar zu häufig einflechten und einweben in's häusliche Leben — das liegt vor Denen, die sehen wollen, offen da!

„Als eine Consequenz des vorhin Dargelegten ist endlich noch zu bezeichnen, daß eine und dieselbe sittliche Krankheit die Frauennatur ungleich mehr verwüstet, als die Mannesnatur.“

Rust stand plötzlich still. Der Zufall wollte es, daß sich ihm Etwas darbot, das er sofort zur Unterstützung des eben von ihm ausgesprochenen Gedankens zu benutzen gewandt genug war. Der Stamm eines großen Baumes war auf einer Seite in Fäulniß übergegangen, und die kranke Stelle leuchtete in der Dunkelheit. Indem Rust darauf verwiesen und hinzugefügt hatte, er schließe sich an den vielfach gebrauchten Vergleich an, den Mann einen Baum, die Frau eine Blume zu nennen, sagte er: „Der Geruch, den verwesendes Holz verbreitet, ist noch erträglich, unerträglich dagegen ist der Geruch einer in Fäulniß übergehenden Blume. Sie werden den Vergleich zu deuten wissen!“

Rust hatte sich dabei nach allen Seiten umgeschaut. Beide befanden sich auf einem Fahrwege, der nach der Charlottenburger Chaussee führt. Die Laternen derselben schimmerten durch die Bäume. Den bezeichneten Fahrweg verfolgten sie nun. Nach einer Pause sagte Fränzel: „Sie haben mir Vieles vorgeführt, das mir einen reichen Stoff zu weiterem Nachdenken giebt; doch hatte ich gehofft, Sie würden mir Specielleres über Ihr Verhältniß zu Ihrer Braut und nachmaligen Gattin mittheilen.“

„Was Sie gehofft,“ entgegnete Rust, „hatte ich beabsichtigt. Aber indem ich zu reden begann, hielt mich

das fest, was ich in der vorliegenden Frage, bei der es doch darauf ankommt, Ihnen zu nützen, als die Hauptsache betrachte: Darlegung der sittlichen Stellung des Bräutigams und des Ehemannes. Liebster Freund, ich möchte Sie, entgegen meiner ursprünglichen Absicht, bitten, sich daran genügen zu lassen! Erkennen Sie an, daß es mir einigermaßen gelungen ist, die Forderungen, die das heilige Institut der Ehe an den Mann stellt, klar zu legen, so ist die Hauptsache Dessen, was ich Ihnen zu bieten wünschte, erreicht, und Gott wolle es geben, daß Sie Nutzen daraus ziehen!"

„Aber die specielle Vorführung Ihres Verhaltens hätte mir ein Beispiel, die Methode, die Sie anwandten, hätte mir Richtschnur ....."

„Aber ich bitte Sie, liebster Fränzel!" unterbrach Rust. „Damit sind Sie gänzlich auf falschem Wege. Gehen Sie von richtigen Anschauungen aus, so werden Sie für Ihren besonderen Fall die richtige Methode finden. Was sich als Methode hier vortrefflich bewährt, kann, genau übertragen, dort geradezu Schaden verursachen. — Dies nur will ich noch hinzufügen: Meine Seele war, als ich meiner Braut die Hand bot, von dem, was ich Ihnen vorführte, auf's Tiefste durchdrungen, und es haben die ausgesprochenen Ansichten mein Verhalten während der Bräutigamszeit und der Zeit des ehelichen Lebens geleitet und geregelt, und wahrlich, ich bin nicht schlecht dabei gefahren! Denn meine Gattin war und blieb mir, bis der Tod ihre Augen schloß, eine Priesterin, ja sie ist

mir eine Priesterin bis heute — o, jetzt mehr noch als dies!“ —

Die letzten Worte sprach Rust mit tief bewegter Stimme. Wäre es nicht dunkel gewesen, so hätte Fränzel bemerken können, daß seinem Begleiter Thränen über die Wangen rollten.

„Es ist mir unerklärbar,“ sagte Rust nach einer Pause, „wie Schmerz und Seligkeit sich so mischen können, wie es in meinem Herzen der Fall ist im Andenken an meine Gattin!“

„Ich ahne es, wie das zugeht,“ versetzte Fränzel. Doch er schwieg darüber, da er das, was er empfand, eben nicht in Worte zu fassen vermochte. Daß ein so reiner Bund, wie der war, von dem Rust geredet hatte, ein solches Ergebniß nach sich führen mußte, erkannte er erst klar in der späteren Zeit seines Lebens. Aus den letzten Worten Rust's war es ihm dagegen erklärlich geworden, weshalb derselbe eine im wahren Sinne des Wortes heilige Scheu empfand, Specielles aus dem Verhältniß mit seiner verstorbenen Gattin mitzutheilen. Nunmehr Verzicht leistend auf derartige Mittheilungen, wünschte Fränzel aber wenigstens Näheres über etwas Aeußerliches, nämlich über die häusliche Einrichtung zu vernehmen, die Rust beim Eingehen seiner Ehe getroffen habe, und er sprach dies als Wunsch aus.

„Auch in Bezug auf diesen Punkt,“ versetzte Rust, „war ich zu gewissen festen Anschauungen gekommen, und meine Braut stimmte ihnen bei. Den Zweck unse-

res Bundes im Auge habend, fingen wir, wie man so sagt, klein an.“

„Hielten Sie sich nur an das Nothwendige?“

„O nein, lieber Freund. Einen Diogenes in der Tonne zu spielen, habe ich nie Lust gehabt. Treffend sagt der Dichter:

> Gieb der Natur nur das, was **nöthig** ist,
> So gilt des Menschen Leben, wie des Thiers.

„Wir richteten uns klein und wohnlich ein. Wenn ich sehe, wie Leute bei ihrer Verheirathung in Bezug auf Wohnungsausstattung weit über ihren Stand und oftmals sogar über ihre Mittel hinaus gehen, und zwar einzig und allein, um der Eitelkeit zu fröhnen, da heben sich mir die Haare zu Berge. Viele, die heut in dieser Weise anfangen, können ihr Hauswesen nicht ein Mal auf dem Fuße erhalten, auf den sie es thörichter Weise zu Anfange der Ehe gestellt haben. Viele Andere vermögen dies nur bei den allergrößten Anstrengungen, die den Haupttheil der Kräfte des Mannes verzehren. Welche Last haben diese sich von vorn herein aufgebürdet! Ich habe mir oft schon gesagt: Was denken, wie empfinden nur solche Eheleute! Müssen sie so viel äußere Zuthat haben, um sich wohl zu fühlen in ihren vier Pfählen? Wozu in dieser Weise maßlos im Großen beginnen? Wo ein rechtes Herzensbündniß gestiftet worden ist, da haben beide Gatten an einander ihr Hauptgenügen. Und sendet dann der Himmel ein Kind — welch ein neuer Gegenstand des Glückes!

„Ich bin ja weit entfernt davon, dem Angenehmen und Schönen in Bezug auf Einrichtung der Häuslichkeit den Platz gänzlich versagen zu wollen. Ist aber bescheidenen Sinnes im Kleinen begonnen worden, so hat man doch gleichsam eine Leiter vor sich. Die Geburtstage und Weihnachtstage geben Anlaß, einen und den andern bescheidenen Schmuck der Haushaltung anzufügen. Was sollen die Gatten einander schenken, die in der Einrichtung maßlos beginnen? Sie müssen in der Maßlosigkeit weiter gehen oder entbehren, wo der Bescheidene und Maßvolle Gelegenheit hat, zu beglücken, oder wo für ihn Anlaß ist, beglückt zu werden. Bei Letzteren macht sich denn doch ein Fortgang, ein Aufwärtssteigen geltend, und es dient auch dies dazu, das Leben angenehm zu gestalten, während das Gegentheil niederbeugend, entmuthigend wirkt.

„Aus diesen wenigen Andeutungen, junger Freund, können Sie entnehmen, welcher Art meine häuslichen Einrichtungen waren. Es kommt auch in dieser Sache, wie in andern Beziehungen des Lebens, darauf an, von richtigen Grundsätzen auszugehen. Diese muß man in erster Linie zu gewinnen trachten. In der Anwendung modificirt sich dann, je nach den besonderen Umständen, Eines und das Andere.“

Plötzlich blitzte es etwa zwanzig, dreißig Schritt vom Wege auf, und zu gleicher Zeit fiel ein scharfer Schuß. Beide blieben betroffen stehen. Es beruhigte sie, daß sie das Gestampf und Schnauben von Pferden in der Nähe vernahmen. Reiter kamen daher, es waren drei berittene

Schutzleute. Nachdem diese von Rust und Fränzel des Genaueren vernommen hatten, wo der Schuß gefallen war, stiegen zwei von ihnen von den Pferden und begaben sich nach dem bezeichneten Orte. Sie fanden einen blutigen Leichnam und auf der Brust desselben ein sorgfältig zusammengefaltetes Papier. Dies brachten sie mit. Ein Schutzmann zündete ein Wachsstreichholz an und las die auf dem Papier stehenden Worte. Der Inhalt war folgender: Der Unglückliche, der sich selbst das Leben geraubt hatte, gab an, seine Frau habe beabsichtigt, ihn zu Tode zu ärgern, um das Geld zu erhalten, mit dem er sich habe auf ihr Andringen in die Lebensversicherung einkaufen müssen. Ein Schuß, hieß es weiter, solle nun seiner Qual, aber auch der Hoffnung seiner Frau ein Ende machen, denn für den Selbstmörder werde die versicherte Summe nicht ausgezahlt.

Erschütterten Herzens verließen Beide den Ort und gingen auf der Charlottenburger Chaussee dem Brandenburger Thore zu.

„Was sagen Sie zu dem entsetzlichen Fall?“ hob nach längerer Zeit Fränzel an. „Wer von Beiden mag Recht, wer mag Unrecht haben? Nach dem, was ich heut von Ihnen vernahm, getraue ich mir ein Urtheil so ohne Weiteres nicht zu fällen.“

„Daran thun Sie sehr wohl,“ versetzte Rust. „So viel ist gewiß: in einer Hölle haben Beide gelebt; wer aber das Feuer anzündete, wer das meiste Holz dazu getragen, wer das Wenigste gethan hat, die Flammen zu

löschen, das können wir nicht wissen. Einer glaubte nun der Hölle zu entfliehen, er hat aber seine Seelenqual gewiß nur vermehrt. Der Andere lebt noch in der Hölle, deren Flammen nun erst recht an ihm aufwirbeln werden. Die Unglückseligen!" —

Das war das Letzte der heutigen Unterredung. Beiden gab das Erlebte genug zu denken. Unter den Linden schieden sie mit einem stummen Druck der Hand von einander.

3. Verfehlter Versuch.

Die Methode bedingt das Gelingen oder Mißlingen einer Absicht. Der Wein ist im Fasse; weißt du den Heber anzusetzen, kennst und benutzest du die Gesetze des Luftdrucks, so gelangst du auf bequeme Art in den Besitz des Weines, der, falls du eine verkehrte Methode, z. E. die, das Faß mit einer Axt zu zerspalten, anwendest, zum allergrößten Theil verschüttet werden würde. Nicht die Absichten, sondern die falschen Methoden, jene Absichten durchzuführen, richten so viel Unheil an. Manchem ergeht es wie dem Affen, der sich vergebens bemüht, die mit Reis gefüllte Hand durch die enge Oeffnung zurückzuziehen, durch die sie vorher so leicht glitt; er bekommt nicht nur keinen Reis, er wird sogar gefangen.

Leider, leider haben wir zu berichten, daß unserm Fränzel Aehnliches geschah.

Der Vorgang des heutigen Abends hatte ihn tief bewegt. Lange sah man noch Licht auf seiner Stube;

ernster, als es bisher geschehen, schauete er in's Leben hinein. Heut noch schrieb er einen langen Brief an seine Emilie.

Diesen Brief sandte er am nächsten Morgen durch den Comptoir-Diener an seine Braut. Emilie hatte oftmals zur Morgenzeit ein Briefchen auf rosa Papier von ihrem Bräutigam empfangen, aber neben dem Briefchen war auch stets ein Blumensträußchen mitgekommen. Heut fehlte Letzteres, und als Emilie das Couvert eröffnete, schimmerte ihr nicht rosa, sondern weißes Papier entgegen. Das befremdete sie schon ein klein wenig. Sie überflog nun das Schreiben. An Zärtlichkeit des Ausdrucks fehlte es auch dies Mal nicht, aber wie ernst war der Inhalt gegen sonst! Das Schreiben redete von Veredlung des Herzens, von dem wesentlichen Zweck der Ehe, der dahin gehe, sich mehr und mehr zu befreien von den Schlacken ungeläuterten Empfindens; es betonte, daß auch die Brautzeit in diesem Sinne Vorbereitung auf die Ehe sein müsse.

So lautete heut plötzlich Fränzel's Sprache, während er sonst seine Braut besungen hatte als seine Göttin, während sie sonst jederzeit von ihm gefeiert worden war als das verkörperte Bild der Schönheit und Tugend.

Ein solches Götterbild wird der Leser sich von vorn herein in dem Mädchen nicht vorstellen. Aber für ein hübsches Mädchen galt sie bei Allen, die sie kannten, und als Fränzel ihr Jawort gewann, war ihr geistiges Wesen derartig, daß gehofft werden konnte, es würde sich dieselbe unter günstigen Bedingungen zu einer liebenswerthen Frau entwickeln.

Die Mutter war Wittwe, Emilie ihr einziges Kind. Leider hatte nun schon die Mutter in der Tochter die Eitelkeit ein wenig zu sehr hervorgelockt. Das Mädchen hatte eine Schule besucht, in der mehr auf Flitter, als auf solides Wissen und Characterbildung gegeben ward. O Himmel, wann wird es auf diesem Gebiet tapferen Schulmännern gelingen, mit ihren Ansichten ganz durchzudringen! Weshalb sendet ihr eure Mädchen schon als kleine Modedamen nach der Schule? Weshalb müssen schon die Kinder in jungen Jahren die Träger eurer Eitelkeit sein? Ist das Glänzen vor der Welt euch unerläßliches Bedürfniß, nun, so zeiget es doch an euren Wohnungen, Equipagen, Gesellschaften u. s. w., was ihr vermöget, aber verschont doch nur eure jungen Kinder damit, an ihrem Leibe den Abglanz eurer Herrlichkeit zur Schau zu tragen!

Ein Zeichen zum Bessern sehen wir an den turnenden Knaben, die in gleichen schlichten Anzügen auf der Arena erscheinen. Dagegen betrachte man eine Schaar geputzter Mädchen und beobachte, in welchem Grade ihre Gedankenwelt schon erfüllt ist von den Nichtigkeiten des Modelebens! Verschont sie damit doch wenigstens in der Zeit des Schullebens! Ihr könnt ja von da ab eurer Eitelkeit noch Opfer genug bringen! Dann würde es doch den Schulen möglich, solideren Grund zu legen, als es vielfach bis heut der Fall ist. Ist dies nicht auch ein Gegenstand, den die Bürgervereine in die Hand nehmen sollten? Von ihnen aus könnte Aufklärung und gemeinsamer Beschluß ausgehen.

Wie bemerkt, nicht solides Wissen, sondern Wissens-Flitter hatte Emilie von der Schule empfangen. Wenn das Töchterchen mit geläufiger Zunge eine ellenlange Reihe Namen und Zahlen aus der Geschichte der Babylonier, der Perser, der Aegypter u. s. w. vor der Mutter herschnurrte, wenn sie gar Gedichte in französischer oder englischer Sprache declamirte, dann traten nicht selten Freudenthränen der Mutter in die Augen, und je weniger Letztere von dem verstand, was sie hörte, um so mehr bewunderte sie das Wissen und Können ihres Kindes. Der Tochter war es ja ein Leichtes, sämmtliche Klassiker an den Fingern aufzuzählen, und ebenso konnte sie über den Inhalt der Werke Rede und Antwort geben, — Alles genau nach der kleinen Literaturgeschichte, aus der die Schülerinnen Abschnitt für Abschnitt auswendig zu lernen hatten.

Die von der Mutter in der Tochter angeregte Eitelkeit, dieser „Geier, der nach verzehrtem Vorrath sich selbst anfrißt“, war nun von Fränzel seit Jahr und Tag in unerhörter Weise genährt worden. Gedanken, wie sie der heutige Brief enthielt, standen mit allen seinen bisherigen mündlichen und schriftlichen Ergehungen in gar keinem Zusammenhange. Was Wunder daher, daß dies der Braut befremdlich erschien!

Emilie war am heutigen Vormittage zerstreuter als je. Sie las im Modejournal, wußte aber hinterher Nichts von dem Inhalte des Gelesenen; bei der Perlenarbeit verzählte sie sich fortwährend. Am Nachmittage fiel der Mutter das nachdenkliche Wesen der Tochter auf. Auf nähere Nach-

frage zeigte Emilie den Brief vor. Länger und länger ward das Gesicht der Mutter. Sie argwöhnte sofort eine Intrigue. Das gab nun ein langes Gebräu von gänzlich aus der Luft gegriffenen Vermuthungen. Gelehrte haben bisweilen schon Dinge aus dem Nichts herausgedüftelt; aber was sind sie gegen Frauen, die von dem Geiste des Mißtrauens befallen worden sind! Und in dem Herzen der Braut regte sich zum ersten Male der böseste der Geister, von denen Liebende zu eigenem und Anderer Unheil nur gar zu leicht ergriffen werden: der Geist der Eifersucht, der zu einem wahren Scheusal heranzuwachsen vermag, wenn nicht Vernunft am Thore des Herzens Wache hält. —

Armer Fränzel, der du an deinem Pulte so eben davon träumst, daß deine theure Emilie dein Schreiben gewiß mit süßen Wonnethränen gelesen, und daß die Mutter nicht minder Wonne über deine edlen Regungen empfunden hat, wie würdest du erschrecken, wenn du wüßtest, welch ein schwüles Gewölk sich über deinem Haupte zusammenzieht! — Was haben die Frauen aus deinem Briefe, was haben sie namentlich aus der Randbemerkung desselben zusammengedoctert, in der du in überschwenglicher Weise — es ist dies nun leider ein Mal deine Art — Rust rühmest, von der großen Wichtigkeit der aus seinem Munde empfangenen Lehren redest und endlich von dem Mörder und von der Anklage gegen seine Frau berichtest! — Du hast in der That dich wieder ein Mal, nach dem Ausdruck der Berliner, als Potsdamer bewährt!

Gegen Abend kommt er zur Braut, und er hat — ob äußere oder innere Gründe dabei im Spiele waren, sei ungesagt — statt der bunten Weste eine schwarze an, er trägt statt des weißen Sommerhutes einen schwarzen Cylinder. Liebend, wie immer, begrüßt er seine Braut, doch liegt auch eine Art von Feierlichkeit in seiner Miene.

Und was holt er aus seinem Sommer-Ueberwurf hervor? Nicht, wie es sonst in der Regel geschah, einige Törtchen oder Aehnliches für Tochter und Mutter, sondern ein Buch, das er auf dem Wege zur Braut gekauft hat. Von Rust war ein Mal die Aeußerung gethan worden, es sei zu wünschen, jedes Mädchen befinde sich in dem Besitze dieser vortrefflichen Schrift.

Emilie schlägt das Buch auf, dessen Titel lautet: „Weiblicher Sinn und weibliches Leben, von Ehrenberg.“

„Ein Schatz,“ flüstert Fränzel, „der unsere geistigen Schätze mehren wird. Mögest Du für Dich und für mich Segen daraus schöpfen!“

Da kommt die Mutter. Sie hat sich besonders darauf vorbereitet, dem Uebel nachzuspüren, den geheimen Feind zu entdecken, der, wie sie meint, das Glück ihres Kindes bedroht. Sie tritt zur Tochter, die stumm auf den Titel des Buches schaut.

Diese reicht ihr das Buch, dann fällt sie ihr weinend um den Hals.

„Was ist Dir, Kind?“

„Ich bin ihm nicht recht, ich soll mich bessern!“ schluchzt diese.

Die Mutter sieht sich das Buch an. Sie fühlt sich in der Tochter und auch in ihrer eigenen Person gekränkt. Feierlich beginnt sie: „Herr Fränzel, wir sind nicht hochmüthige Leute, aber ich habe doch nicht geglaubt, es stehe so mit uns, daß Sie in uns weiblichen Sinn und weibliches Wesen pflegen müßten!“

Fränzel wird blaß, er will reden. „Erlauben Sie,“ fällt ihm die Mutter in's Wort, „lassen Sie mich erst ausreden! Ich sage Ihnen, Herr Fränzel, wir können unsere Augen aufschlagen vor Gott und Menschen, und Derjenige, der uns in Ihren Augen herabgesetzt hat, der ist ein schlechter, ein teuflischer Mensch, sei es, wer es sei!“ —

Nun hebt sie an zu erzählen, wie sie ihr einziges Kind zu allem Guten erzogen, während andere Mütter ihre Kinder vernachlässigt hätten. Der Hinblick auf ihre und ihres Kindes Tugend, im Gegensatze zu Anderer Untugend, rührt sie mehr und mehr, so daß auch sie endlich in Thränen ausbricht, indem sie mit den Worten schließt: „Wenn Ihnen meine Tochter nicht recht ist, wie sie ist, so ....“ Sie vermochte vor Thränen nicht weiter zu sprechen.

Fränzel ist, wie seine Geberden ausdrücken, in halber Verzweiflung. Der Braut Hand und der Mutter Hand fassend und eine Hand nach der andern an die Lippen führend, versichert er, schwört er, ein edleres Haus, wie das, in dem seine Emilie wohne, habe er noch nie kennen gelernt; reinere Herzen seien ihm noch nicht vorge-



Verkehrte Methode.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

kommen; Emilie sei ein himmlischer Engel; und nun häuft er Schwüre über Schwüre, um den Sturm zu beschwichtigen, der so plötzlich und unerwartet über ihn gekommen ist.

Mutter und Tochter beruhigen sich nach und nach einigermaßen. Das Buch ist verschwunden, es steckt wieder im Ueberzieher. Versöhnt sitzen die Drei neben einander. Aber die Mutter hält es doch für zweckmäßig, dem unbekannten Störenfriede noch Einiges versetzen zu müssen, und sie erzählt einige moderne Räubergeschichten von zerrissenen Herzensbündnissen. Wie oft, sagte sie, schlichen sich Andere mit ihrem Rathe ein, die es scheinbar gut meinten, die aber böse Absichten hätten. Man solle sich hüten, Keinem trauen! Darauf berichtete sie von einem Manne, der „besessen“ darauf gewesen sei, an seiner Frau Erziehungskunststücke auszuüben, als ob sie ein Kind sei, und der es dahin gebracht habe, daß sie schwermüthig und endlich irrsinnig geworden sei, was ihn später ebenfalls um den Verstand gebracht habe. Endlich warf die Mutter noch einzelne Fragen in Betreff des Geschäftsführers auf und erklärte, als Fränzel genug gebeichtet hatte, jener Mann sei mindestens ein sonderbarer Kauz, dessen Frau sie nicht hätte sein mögen. Nun, diese sei ja auch früh gestorben, und Niemand könne wissen, ob nicht vielleicht am gebrochenen Herzen. Doch sie wolle Nichts gesagt haben, wolle nicht richten; aber, aber ....!

Es gelang Fränzel, die Frauen zu einer Spazierfahrt nach dem Thiergarten zu bewegen. Sie hörten ein schö-

nes Wieprecht'sches Concert und speis'ten im Freien. Fränzel war wieder ganz in seine alte, ihm geläufige Rolle zurückgekehrt, — Alles war vergeben. Aber von dem Tage ab schwieg sein Mund gegen Rust über sein Herzensverhältniß, und dieser war nicht der Mann, sich einem Andern mit seinem Rathe aufzudrängen, daher auch er die Sache vollständig ruhen ließ.

4. Zwei Briefe.

Drei Jahre sind vergangen.

Wir kehren in das Comptoir ein, in dem wir die Bekanntschaft Rust's und Fränzel's machten.

Ersteren finden wir auch heute dort; Fränzel's Platz ist von einem andern jungen Manne besetzt.

Fränzel war bald nach jener Zeit in eine ihm materiell günstigere Stellung übergegangen; Rust hatte ihn seitdem nicht mehr gesehen, auch von ihm Nichts vernommen.

Heut sollte er auf eine eigenthümliche Art an Fränzel erinnert werden.

Der Briefbote überreichte ihm ein Schreiben mit den Worten: Vom Kriegsschauplatze!

Es war im Winter von 1864—65, in welcher Zeit bekanntlich der letzte Dänische Krieg stattfand.

Auf dem Poststempel des Briefes stand: Kiel. Rust löste das Couvert und fand ein langes Schreiben, das unterzeichnet war: Fränzel.

Möge hier das Schreiben mit Uebergehung der Einleitung und einiger unwesentlichen Stellen folgen:

„— — — Sie sind der einzige Mensch, zu dem ich ein festes Vertrauen habe, und zu dem frei vom Herzen weg zu reden es mich drängt. Erinnern Sie sich jener vor drei Jahren im Thiergarten verlebten Abendstunde, in welcher Sie einem Unwürdigen Rath ertheilten? Sie hofften freilich Besseres von mir, denn sonst hätten Sie mich gar nicht einer so ernsten Unterredung gewürdigt. Die Weiber! die Weiber! Ich befand mich schon zu sehr umschlungen von ihren Netzen, als daß es mir noch möglich gewesen wäre, Ihre guten Rathschläge durchzuführen. So kam es denn, daß Dasjenige, was mir als Himmel erschien, die Verheirathung, mir nur zu bald zur Hölle werden sollte, — genau so, wie Sie es mir, dem Thoren, vorausgesagt hatten. — Von meiner Schwiegermutter wurde ich zwar bald erlöst, sie starb schon im ersten Jahre meiner Ehe; allein meine Frau wirkte in der Folge für sie mit und entwickelte sich nach und nach zu einem Plagegeiste für mich, der mir das Leben bis in's Mark hinein vergällte. Es ließen sich Bände füllen, wollte ich Ihnen all' das häusliche Ungemach schildern, das ich zu erleiden gehabt habe. Als wir uns verheirathet hatten, meinte sie, es solle in Bezug auf kostspielige Vergnügungen und Zerstreuungen fortgehen, wie im Brautstande, und ich sollte auch weiter noch die Rolle des Liebhabers spielen. Blieben wir zu Hause, so wünschte sie Gesellschaft bei uns zu haben. Regelmäßig aber, so oft wir in Gesellschaft gewesen waren oder Besuche gehabt hatten, war sie verstimmt. Hinterher fand sich immer Etwas, was

ihr nicht recht war, zumeist mein Verhalten. Keiner Frau, keinem jungen Mädchen sollte ich die unschuldigste Freundlichkeit erweisen, und wo ich nichts Böses ahnte, viel weniger in Absicht hatte oder gar beging, entdeckte sie in meinem Verhalten die ärgsten Schandthaten und hielt mir dieselben in Worten vor, die mich anfangs staunen, später rasend machten. Sie müsse sich meiner schämen, war ihre stehende Redensart, wenn auch kein anderes Menschenkind zu entdecken vermochte, was ich Unziemliches gethan. Ging ich ein Mal in den kaufmännischen Verein, so geschah dies schon in dem sichern Vorwissen, daß ich dies werde mit irgend einem häuslichen Aerger zu bezahlen haben. Ein solches Verhalten ihrerseits träufelte mir Galle in jede Freude, auch in die unschuldigste, die sich mir etwa noch darbot, und dies brachte mich endlich in eine so verzweifelte Stimmung, daß ich in ruhigen Augenblicken mir sagte: Dieser Weg führt dich in's Irrenhaus!

„Es begann wahr zu werden, was meine Frau fälschlicher Weise mir so oft angedichtet hatte: ich liebte sie nicht mehr, ja sie wurde mir allgemach zuwider. Dann kam, indem ich all' meiner Zärtlichkeit und meines guten Willens gedachte, eine Art Ingrimm über mich, und ich sagte mir, es sei doch im Grunde Wahnwitz, einem Menschen Treue zu halten und Fürsorge zu widmen, von dem man fortgesetzt ohne Anlaß so geplagt werde. Diese Anschauung führte mich dahin, daß ich das zum Theil wirklich wurde, was ich in ihren Augen längst war. Sie hatte den Teufel an die Wand gemalt, und er kam wirk-

lich. „Ja wohl,“ sagte ich ihr, „Du hast vollkommen Recht: ich fühle mich anderwärts wohler, als im Hause!“ Ich ließ sie dann ihrer Ohnmacht nach Belieben allein abwarten und ging. — In der Clubgesellschaft, der ich mich angeschlossen hatte, saß ich oft bis in die späte Nacht hinein beim Glase Wein und kam auch gelegentlich mit einem Rausch nach Hause. In solchen Fällen schlug ich mein Nachtquartier in der Putzstube auf und kampirte mit Stiefel und Sporen auf dem Sammet-Sopha. Daneben dann wohl Auf- und Abgehen und Schluchzen zu hören, — mir war manchmal zu Muthe, als sollte ich mich aus dem Fenster stürzen.

„Nach solchen Vorgängen ging ich dann am nächsten Morgen hinweg, ohne meine Frau gesehen zu haben, und nahm mein Frühstück in einem öffentlichen Locale ein. Aber was gab das für Scenen, wenn wir darauf am Mittage zusammen kamen! Meine Hand hat sich nie gegen meine Frau erhoben, aber Worte fielen von Hüben und Drüben, die den ärgsten Gegensatz gegen diejenigen bildeten, die wir in dem Brautstande und den Flitterwochen gegen einander gewechselt hatten.

„Endlich kam mir der Gedanke, daß es doch wahr sei, durch Beelzebub könne man einen Teufel nicht austreiben, und ich versuchte es noch ein Mal im Guten. Aber auch das half nicht. Das Herz meiner Frau war gleichsam ein Sumpf des Mißtrauens geworden, aus dem kein Grashalm der Hoffnung, keine Blume der Liebe und des Glaubens mehr aufwuchs, sondern sich nur Unkenrufe vernehmen

ließen, und über dem die widerlichen Nebel böser Laune wogten und walleten. Mitten in dem Sumpfe aber lag das Krokodil Eifersucht, rollte die Augen und fletschte die Zähne. Ich war zu schwach, zu ungeschickt dazu, ein solches Herz wieder in eine blühende Aue oder in ein Aehrenfeld zu verwandeln. Aber dennoch konnte meine Frau, wenn wir in Gesellschaft waren, namentlich aber, wenn ihr Aufmerksamkeiten von der Männerwelt erwiesen wurden, das Emilchen früherer Zeit trefflich spielen. Kaum aber hatte ich sie darauf, wenn wir aufbrachen, am Arm, so war sie wie umgewandelt. Oftmals war sie auch krank, sicher mehr aus Einbildung, als wirklich. Zank oder krank, das war zuletzt das Motto ihres Lebens.

„Neben all' diesem Herzensungemach entwickelte sich mehr und mehr ein anderes Unheil. Ich hatte ein gutes Gehalt, aber es war kein Segen im Hause. Meine Frau verstand von der Wirthschaft Nichts, das Mädchen war Herrin des Marktes und der Küche, und es wurde nicht nach dem Grundsatze: Das muß auslangen! sondern nach dem: Was wird gebraucht? gewirthschaftet. So reichte das Geld immer weniger aus; die Abzahlungen für entnommene Wohnungs-Ausstattung nahmen schon für längere Zeit ein Viertheil des Gehalts hinweg, die Schneiderrechnungen für mich und meine Frau schwollen fortgesetzt an, es drohten Klagen und mit ihnen Schande vor der Welt. Um meine wachsenden Sorgen täglich wenigstens auf einige Stunden zu vergessen, um mich gewissermaßen zu betäuben, ging ich jetzt Abend für Abend in den Wein-

keller. Endlich — ich will nun kurz sein — war ich so weit wie jener Unglückliche im Thiergarten, als derselbe sich zu seiner blutigen That entschloß. —

„Da brach der Krieg aus. Eine freudige Hoffnung ergriff mich. Ich war noch dienstpflichtig, es war also zu erwarten, daß ich eingezogen werden würde. In der Voraussetzung, daß mir dies recht sein werde, kam mein Chef für meine Befreiung von der Dienstpflicht ein. Als er mir davon Mittheilung machte, fügte er hinzu: „Sollten Sie dennoch eingezogen werden, so würde Ihr Gehalt fortgehen, Ihrer Frau würde ich die Hälfte zahlen und Ihnen die Hälfte nachsenden.“

„Ich rechne gänzlich auf Ihre Discretion, indem ich Ihnen gestehe, daß ich die Bemühung meines Chefs hintertrieb. —

„Auf diese Art bin ich auf den Kriegsschauplatz gekommen. Wir haben schon viel ausgestanden; aber was ist das gegen die Qualen, die ich täglich in meinem Hause zu erdulden hatte! Außerdem war ich ja auch finanziell zu bedrängt, um mich noch länger halten zu können, und wenn meine Einziehung sich noch wenige Tage verschoben hätte, so wäre ein Verhaftsbefehl gegen mich erlassen worden, und man hätte mir im Schuldgefängniß Quartier gegeben. Besser ist's, mußte ich mir unter solchen Umständen sagen, daß eine Dänische Kugel dich trifft, als daß ......

„Von meinem Abschiede zu Hause erwähne ich nur: ich sagte meiner Frau, die auf dem Sopha in Thränen

zusammengesunken war, sie werde mich hoffentlich nicht wiedersehen. Es geht auch nicht, daß ich zurückkomme — ich muß im Kriege fallen. Sie werden mich verstehen. —

„Aber Eines hat sich mir (und ich empfinde dies von Tag zu Tage mehr) mit Centnerlast auf's Herz gelegt, und damit komme ich endlich auf den Hauptanlaß meines Schreibens. Meine Frau sieht ihrer nahen Entbindung entgegen. Ihr persönliches Geschick — es ist schauderhaft, dies eingestehen zu müssen — beunruhigt mich nur wenig; sie hat mir mein Leben ohne Noth zu sehr verbittert, sie ist's, die mich in den Tod treibt. Aber — mein Kind! — Was ich in dem Gedanken empfinde, wie es meinem Kinde ergehen könnte, vermag ich nicht mit Worten zu sagen. Für mich paßt das Lied nicht, das ich von einigen meiner Kriegscameraden schon öfter singen oder vielmehr brüllen hörte: Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind! — Theuerster Herr Rust, ich, der ich am Rande des Grabes stehe, flehe Sie an: Schenken Sie meinem Kinde Ihre Fürsorge! — Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist, diese meine Bitte mir nicht abzuschlagen! Wie ich Ihnen schon zu Anfang des Briefes sagte, sind Sie der einzige Mensch, zu dem ich ein wahrhaftes Vertrauen habe. Trösten Sie mich durch eine Zeile!" —

So weit Fränzel's Brief.

Rust antwortete sofort:

„— — Ich werde nach Pflicht und Gewissen Ihren Brief beantworten. Sie haben mir die Obhut über Ihr

Kind empfohlen. Das größte Glück für ein Kind ist es, einen Vater, eine Mutter zu haben, die ihr bestes Denken und Empfinden ihm widmen. Der Pelikan, der sich die Brust aufreißt und seine Jungen mit seinem Blute nährt, ist das Sinnbild der Elternliebe. Räumen Sie mir das Recht ein, im Interesse Ihres Kindes ein Wort zu reden, so sage ich: Das Erste, was ich für dasselbe zu wünschen habe, ist, es möchte sich ihm sein Vater erhalten! Wenn Sie Ihr Gewissen damit zu beruhigen hoffen, daß Sie Ihr Kind der Obhut eines Mannes empfehlen, zu dem Sie Vertrauen haben, so muß ich Ihnen sagen, daß eine solche Beruhigung nicht lange vorhalten wird. Flammen der Reue werden in Ihrer Seele ausbrechen, vielleicht hier schon, sicher aber in jener Welt! Was will das sagen, wenn ich Ihnen verspreche (und ich thue dies hiermit), mich, soweit die Umstände es gestatten, Ihres Kindes anzunehmen? Kann ich nicht heut oder morgen sterben? Und läßt es sich bestimmt voraussehen, in wie weit Ihre Frau mir eine Mitwirkung bei der Erziehung des Kindes einräumt? Wie aber, wenn der Gram sie hinrafft, und das arme Kind soll des beseligenden Hauches der Vater- und der Mutterliebe gänzlich entbehren? Erwachen Sie aus Ihrer Betäubung! Sie sind jetzt Soldat. Denken Sie an den Schimpf, der auf einem Deserteur lastet! Schimpflich ist's, im Frieden, zehnfach schimpflicher, im Kriege die Fahne zu verlassen! — Und geht denn etwas Anderes aus Ihren Worten hervor, als: ich will schimpflich fliehen! — Gott hat Sie hier im Leben auf einen

Posten gestellt, und diesen wollen Sie ohne seine Weisung verlassen! Und die, die Sie auf diesem Posten Gott gelobt haben zu schützen, wollen Sie den bittersten Fährlichkeiten aussetzen — Ihre Frau, der Sie früher mit tausend Eiden gelobten, daß Ihre Liebe und Treue nie ein Ende nehmen solle, und Ihr unschuldiges Kind! Sie sagen, Ihre Frau habe Ihnen das Leben gänzlich verbittert. Was Ihre Frau verschuldet, vermag ich nicht zu beurtheilen; daß Sie aber auch Ihr gut Theil Schuld tragen, ist schon aus Ihrem Briefe deutlich zu erkennen. Gehen Sie freiwillig in den Tod, so sind Sie in den Augen Aller, die Ihre Lage kennen, ein feiger Deserteur. Aber, was ungleich mehr sagen will: Sie sind es auch vor Gott! Dann wird einst der stumme Blick Ihres Kindes vor dem Richterstuhle Gottes Sie verklagen! Vor diesem Gericht ist kein Entrinnen! Kommen Sie zu sich! Befreien Sie sich von aller phantastischen Lebensanschauung und sehen Sie der Wahrheit in's Angesicht! Um Ihres unschuldigen Kindes willen wende ich mich an die besseren Empfindungen Ihrer Seele.

„Und noch Eins. Ihre Gläubiger werden mit sich reden lassen. Der Umstand, daß Sie als Soldat eingezogen sind und vor dem Feinde stehen, ist in Bezug auf Ihre Geldverhältnisse ein für Sie günstiger. Wenn Sie mir die Namen Ihrer Gläubiger angeben, dürfte ich hoffen, Ihre Geldverhältnisse der Art ordnen zu können, daß Ihre Gläubiger sich bereit erklären würden, nach dem Kriege in einer Weise von Ihnen befriedigt zu werden, daß Sie

mit einer Gesammtzahlung von etwa einem Viertel Ihres Gehalts davon kommen. Ruft Ihnen Ihr Gewissen nicht zu: Du darfst deine Gläubiger nicht betrügen? — Nehmen Sie demnach mein Anerbieten an, um sich den Namen eines ehrlichen Mannes zu retten!

„Das Bedenkliche für Sie bliebe dann nur noch das Verhältniß zu Ihrer Frau. Um Ihres Kindes willen schon müssen Sie es noch ein Mal mit ihr versuchen. Je übler es um das eheliche Verhältniß steht, um so mehr sind Sie verpflichtet, Gott zu bitten, daß er Ihnen das Leben erhält. Sie müssen — ich sage es noch ein Mal — schon um Ihres Kindes willen noch einen Versuch machen, das eheliche Verhältniß zu beiderseitigem Segen zu gestalten. Zur feigen Flucht wäre ja auch noch später Zeit.“ —

5. Mutter und Kind.

Eifriger noch, als bisher, verfolgte Rust die Nachrichten vom Kriegsschauplatze. Wenige Tage nach Absendung seines Briefes an Fränzel enthielten die Zeitungen die Schilderung des Ueberfalls eines starken dänischen Postens, ausgeführt von einer kleinen Zahl preußischer Freiwilliger des Regiments, bei dem Fränzel stand. Die Dänen waren in einem Blockhause gut verschanzt, und es kam zu einem blutigen Handgemenge, das mit dem Rückzuge der Preußen endete. Letztere hatten fast die Hälfte der Mannschaften auf dem Platze gelassen.

Es kann nicht verwundern, daß Rust sich mit dem

Gedanken trug, es könne auch wohl Fränzel an dem Wagniß Theil genommen haben.

Zwei Tage darauf brachten die Zeitungen die Namen der Gefallenen, unter ihnen den Namen: Fränzel, Kaufmann aus Berlin. — Der Wahnwitzige hat also, sagte sich Rust, trotz deiner Mahnungen den Tod gesucht! — Aber bei weiterem Nachdenken mußte er auch die Möglichkeit gelten lassen, daß sein Schreiben noch gar nicht bei dem Regimente angekommen sei. Da Briefe zu Zehntausenden gesandt wurden, so konnte es trotz alles Eifers der Feldpost-Verwaltung nicht ausbleiben, daß sich Verzögerungen einstellten.

Nunmehr beschloß Rust in seiner Gewissenhaftigkeit, dem ihm von Fränzel geschenkten Vertrauen zu entsprechen und — mochte Fränzel seinen Brief auch nicht erhalten haben — jedenfalls sich selbst Wort zu halten.

Vor Allem mußte es ihm darauf ankommen, sichere Nachrichten über die Frau Fränzel einzuziehen. Sobald seine Zeit es erlaubte, begab er sich in das Haus, in dem Frau Fränzel wohnte, zog aber nicht an ihrer, sondern an der Wohnung des Nachbars die Klingel. Er bat, als man ihm geöffnet hatte, um Entschuldigung wegen der Störung, fragte, ob man Etwas von dem Schicksal des als Soldat eingezogenen Herrn Fränzel wisse, ob es wahr sei, daß derselbe seinen Tod im Felde gefunden habe?

Ja wohl, ward ihm erwiedert, Herr Fränzel sei gefallen; übrigens könne ihm, wenn er Anstand nehme, sich

an die Wittwe zu wenden, die Frau des drei Treppen hoch wohnenden Schneiders Friedrich Näheres sagen, denn diese sei während des Wochenbettes der Frau Fränzel vielfach zu Hülfsleistungen herangezogen worden.

Zufrieden mit diesem Bescheide, begab sich Rust nun noch zwei Treppen höher, klingelte an der bezeichneten Wohnung, ward von einem Burschen eingelassen und richtete nun an die Frau die entsprechenden Fragen, indem er angab, ihn habe die Neugier zu diesem Gange getrieben. Sich an die Frau Fränzel selbst zu wenden, trage er Bedenken, da er sie persönlich nicht kenne und sie auch — falls jene Nachricht wahr sei — nicht ohne Noth schmerzhaft aufregen möchte.

Da habe er wohl daran gethan, antwortete die Frau Friedrich, die einen unverkennbaren Zug gutmüthigen und aufrichtigen Wesens an sich trug, denn was die Frau Fränzel seit drei Wochen ausgestanden habe, sei ohnedies hart genug. — Ein Wort gab das andere, und bald war die Frau in ihren Mittheilungen über die neuesten Vorgänge im Fränzel'schen Hause im besten Zuge. Was die Frau Fränzel bei ihrer Entbindung und nachher erlitten, sagte sie, wahrlich, das müsse ein Steinherz erbarmen. Vor ihrer Niederkunft habe sie schon die Kunde von dem Tode ihres Mannes vernommen, und als nun die schwere Stunde gekommen, da habe sie zu Gott geschrieen, er wolle doch nur sie und ihr Kind zu sich nehmen. Es sei zum Erbarmen gewesen, ihre Gebete zu Gott zu hören und dann wieder ihre Rufe an ihren verstorbenen Mann:

Vergieb mir! vergieb mir! — So Etwas möchte sie um keinen Preis der Welt noch ein Mal erleben.

Der Frau standen die Augen voll Thränen. „Aber,“ fuhr sie fort, „dann hätten Sie nachher diese Mutterfreude sehen sollen! Ach, eine jede Mutter begrüßt ja ihr Kind mit einer Seligkeit, für die man keine Worte hat, und wenn Kinder das so genau wüßten, sie würden es sich mit Eifer angelegen sein lassen, ihren Müttern niemals Herzeleid zu bereiten. Aber wie die Frau sich freuete, das ging doch über Alles, was ich erlebt habe! Sie war aus einer Ohnmacht erwacht, als wir ihr das Kind, ein Knäbchen, hübsch angethan, entgegen hielten. Schöner, als ihr Gesicht leuchtete, kann keines Engels Gesicht leuchten, mein lieber Herr! Ach, und diese Augen! Fränzchen, Fränzchen! rief sie und streckte die Hände aus, und dabei war es, als hätte ihr Herz für Nichts Raum, als für ihr Mutterglück, als wisse sie sonst gar Nichts von ihrem ganzen Unglück. Aber es kam nachher wieder! Als das Kind sich an ihrer Brust erquickt hatte, und wir es darauf in sein Wiegekörbchen gelegt hatten, da kehrte sie aus ihrem seligen Vergessen wieder in die Wirklichkeit zurück und schrie plötzlich auf: Es hat ja keinen Vater! — Wir, die Hebamme, die Wickelfrau und ich, weinten wie die Kinder, und selbst dem Arzte, der doch in seinem Beruf hart geworden war, traten Thränen in die Augen. Und als das eine Weile so fortging, da schüttelte er den Kopf und sagte: Das hält die schwache Frau nicht aus! — Die Hebamme sagte

nachher zu mir: Am besten wäre es schon für sie, sie fände Ruhe in der kühlen Erde, denn was steht ihr als einer armen Wittwe bevor? — Mir wollte das aber nicht gefallen, und ich erwiederte: Gottes Wege sind wunderbar; er giebt auch Wittwen und Waisen ihr Stücklein Brot. Lassen Sie uns lieber beten, daß Gott sie erhalte! — Und da habe ich aus Herzensgrund zu Gott gebetet, und er hat mir's eingegeben, was ich in dieser Nacht — ach, welch' eine Nacht! — zu thun hatte! — Ich hielt Wache an ihrem Lager. Ob's Schlaf, ob's Ohnmacht war, weiß ich nicht, kurz, zum Oefteren lag sie längere Zeit mit geschlossenen Augen. Dann erwachte sie manchmal wie eine Selige, manchmal wie eine Verzweifelte. Hatte sie ihr Kind an der Brust, dann waren ihre Gedanken ganz klar, und sie folgte dem Kinde danach mit ihren Blicken, bis es sicher gebettet war. Redete sie aber wieder irre, so betete ich Lieder aus dem Gesangbuche, wie sie mir in den Sinn kamen, mit lauter Stimme, und dies besänftigte sie jedes Mal so weit, daß sie mich endlich ruhig und fragend ansah. Ich sagte ihr dann und strich ihr dabei sanft die heißen Wangen, sie solle ruhig ein Weilchen schlafen, damit auch ihr Fränzchen schlafen könne; sie solle um des Kindes willen sich zusammennehmen. Und darauf fuhr ich fort, meine Lieder zu beten, bis ihr die Augen dann zufielen. Ach, mein lieber Herr, man glaubt's gar nicht, was man Alles in seiner Herzensangst fertig kriegt, und wer der rechte Helfer ist, das weiß man auch erst, wenn die Noth recht groß ist!"

Die Frau konnte es natürlich nicht ahnen, mit welchem Interesse Rust dies Alles vernahm. Er fragte, wie es jetzt um Mutter und Kind stehe, und er war sehr erfreut, zu hören, daß Beide wohlauf seien.

„Da hat man wieder ein Mal gesehen," sagte die Frau, „daß doch auch Aerzte bisweilen Nichts wissen, wo sie doch Alles wissen wollen und sollen. Der Arzt hatte gesagt: Es muß eine Amme genommen werden, wird dies als zu kostspielig betrachtet, so muß das Kind die Flasche bekommen; die Frau ist zu schwach, um es zu stillen. — Aber die Wöchnerin war weder zu dem Einen, noch zu dem Andern zu bewegen. Immer sagte sie: Laßt mir nur mein Kind noch bis morgen an der Brust! — Und sehen Sie, es geht jetzt, und nun erklärt der Arzt, das Kind gedeihe ganz vorzüglich, und die Mutter werde es aushalten. Und wahrlich, sie sieht nicht elender aus, als vor der Niederkunft, und sie würde, wie es so mit manchen Frauen geht, wenn sie Mütter werden, aufblühen, hätte sie nur ihren schrecklichen Gram um den Mann nicht, und besonders um deswillen, daß sie mit ihm so unfriedlich gelebt hat."

„Hat sie denn darüber eine Aeußerung gethan?"

„Absichtlich nicht; aber, lieber Herr, ich habe in jener Nacht genug vernommen! Rechne ich das dazu, was wir hier im Hause sahen und hörten, so weiß ich, woran ich bin!"

„Es ist ein Jammer," sagte Rust, „daß die Leute nicht wenigstens versöhnt schieden! So ist mir mitgetheilt worden."

„Das ist's ja eben!“ versetzte die Frau. „Man soll nicht ein Mal die Sonne über seinem Zorn untergehen lassen, und die Leute blieben auf ihrem Eigensinn bestehen, als der Krieg sie schied! Das war gottlos; und wenn man die Sache recht betrachtet, kann man sich über die harte Strafe nicht wundern. Aber wie hat sich die Frau auch angeklagt unter Thränen und Händeringen: es war zum Gotterbarmen! Mit dem Trost, ihr Mann werde doch wohl auch sein Theil Schuld tragen, kam ich nicht aus; sie behauptete, er sei von Herzen gut gewesen, ihre Launenhaftigkeit habe Alles verschuldet; jetzt erkenne sie es ganz deutlich. Da habe ich denn mit Gottes Hülfe etwas Anderes gefunden, was sie nach und nach wenigstens einigermaßen beruhigte. Ich sagte: machen Sie an Ihrem Kinde gut, was Sie etwa an Ihrem Manne versahen; das löscht alle Schuld vor Gott und Ihrem seligen Manne aus!“ —

„Die Leute reden Dies und Das,“ entgegnete Rust, „als ob arge Dinge zwischen Beiden vorgekommen wären.“

„Das glaube ich nun und nimmermehr,“ entgegnete die Frau. „Kindereien waren es, die sie zu Anfange entzweiten. Es ist gegangen, wie es oft geht, wenn Leute in ihrer Jugend es nicht erfahren haben, was wahre Lebensnoth ist! Das junge Volk tänzelt und hüpft zusammen, und dann werden Mücken als Elephanten angesehen.“

„Wie aber wird jetzt die Frau durchkommen?“

„Das soll mich auch Wunder nehmen! Nun, Furcht hat sie wenigstens nicht vor dem, was ihr bevorsteht, und

das wird schlimm genug sein, nämlich Entbehrung über Entbehrung. Sie hat mich schon nach vielen Dingen gefragt: was eine kleine Wohnung, drei Treppen hoch nach hinten gelegen, kostet; wo es Näh- und Strickarbeit giebt; wo man wohl am besten gute Kleider und Putzsachen verkaufen könne. Daraus sehe ich, was sie vorhat. Ich machte sie auf Schwierigkeiten aufmerksam; sie sagte ruhig: Für mein Kind will ich Alles tragen und leiden! — Du lieber Gott, es ist dies gut gemeint, aber, aber, sie wird's zu empfinden haben! Gott stehe der armen Wittwe bei, denn aus ihren Reden ist's zu entnehmen: es ist Nichts da, als das Bischen an Sachen; aber wie lange wird der Erlös für dieselben vorhalten?"

Rust brach auf, — er war mit dem Ergebniß seiner Nachforschungen zufrieden.

6. Neue Nachricht.

Das eben Vernommene erwägend, begab sich Rust in sein Geschäftslocal. Er hielt es für sicher, daß Fränzel sein Schreiben nicht bekommen habe. Hätte er es erhalten, wer weiß, ob er sich dann zu einer freiwilligen Bloßstellung hingegeben haben würde! — So dachte Rust; indeß ließ sich in dieser Sache Nichts machen.

Als er in das Comptoir trat, sagte ihm ein Lehrling, es sei wiederum ein „Soldatenbrief" angekommen.

Rust gerieth darüber keineswegs in sonderliche Verwunderung. Er vermuthete, Fränzel habe kurz vor dem verhängnißvollen Ueberfalle ihm noch ein Mal geschrieben,

und der Brief sei nun eben verspätet in Berlin eingetroffen. Allein ein Blick auf die Adresse belehrte ihn, daß die Handschrift nicht die Fränzel's, und daß der Brief erst vor wenigen Tagen, und zwar auf der Insel Fünen, auf die Post gegeben worden sei. Ein Brief aus Feindesland, und als „Soldatenbrief“ bezeichnet — das setzte ihn allerdings in Verwunderung. Er öffnet in Hast das Couvert, findet wieder die fremde Handschrift, aber als Unterschrift von Fränzel's Hand niedergeschrieben dessen Namenszug. — Er will seinen Augen nicht trauen. Jedoch der Inhalt des Briefes, den er überfliegt, belehrt ihn, daß die Sache ihre Richtigkeit habe, daß Fränzel lebe.

Fränzel befand sich als Verwundeter und Gefangener in einem Lazarethe auf der Insel Fünen. Den Brief hatte er dictirt und ihm nur die Unterschrift beigefügt. In dem Briefe hieß es unter Anderem:

„Seit einigen Tagen erst habe ich wieder klare Gedanken. Ihr Schreiben ist durch einen Parlamentair, der hier war und über Auswechselung von Gefangenen Verhandlungen anknüpfte, in meine Hände gelangt. Tausend Dank für die Worte, die Sie mir sagten! Hätte ich doch Ihr Schreiben eher erhalten! Gott sei gelobt, daß ich noch lebe! Es ist mir wie Schuppen von den Augen gefallen! Als ich mit dem Tode rang, blitzten mir Gedanken auf: Du hast nie mit wahrem Ernst um das Ziel des häuslichen Glückes und Friedens gerungen; was du thatest, war nur Flitterwerk! — Ihr überzeugendes Wort konnte zu keiner bessern Zeit mich treffen. Ich sage Ja

und Amen dazu. Um ein Zweifaches bitte ich Sie schließlich: Theilen Sie mir schleunigst mit, wie es bei mir im Hause steht, und ordnen Sie meine Geldverhältnisse in der Weise, wie Sie es andeuteten! Gott wolle mir das Leben erhalten, daß ich Alles, was ich im Hause und außer dem Hause verschuldete, wieder gut machen kann.“

Wenige Minuten nach Lesung dieses Schreibens saß Rust in einer Droschke, die ihn in die Wohnung von Fränzel's Prinzipal führte. Er zeigte ihm den Brief, theilte ihm auch Einiges von dem mit, was er heut über die Frau Fränzel erfahren hatte.

Wie und was nun thun? Das war der Inhalt der lebhaften Unterhaltung der beiden Männer.

„Es ist gar keine Frage,“ sagte der Kaufmann, „Sie selbst, Herr Rust, müssen der Frau die Botschaft bringen.“

Rust meinte, die Sache errege ihn so sehr, daß er fürchte, er werde sich zu früh verrathen und dadurch möglicherweise die Gesundheit der Frau gefährden; auch gehe er so grellen Scenen, wie die sein möchte, in die das Ueberbringen jener Nachricht ihn verflechten dürfte, gern aus dem Wege.

Der Kaufmann wollte das nicht gelten lassen. „Es handelt sich,“ sagte er, „darum, daß Sie mit einem Gewerbe kommen, und da weiß ich Rath. Ich habe der Frau Fränzel geschrieben, daß ich ihr noch auf einen Monat Gehalt zukommen lassen werde. Es kann nun nicht auffallen, daß sie heut, am Letzten des Monats, das Gehalt erhält. Sie bringen ihr das Geld in mei-

nem Auftrage, und dann wird sich alles Andere schon machen!“

Nun fuhr Rust nach dem Hause, in dem die Frau Fränzel wohnte. Er ging einige Male vor demselben auf und ab, um sich zu sammeln. Immer noch fühlte er das Pochen seines Herzens. Doch endlich hielt er es nicht mehr für erlaubt, länger zu zögern. Er klingelte. Die Frau des Schneiders öffnete und wunderte sich nicht wenig, ihn zu sehen. Er sagte ihr, der Prinzipal Fränzel's sende ihn mit dem Monatsgelde, doch sei er beauftragt, die Frau Fränzel zu ersuchen, das Geld von ihm persönlich in Empfang zu nehmen.

Die Schneiderfrau machte die Bestellung, und alsbald erschien die Frau Fränzel aus der Hinterstube. Ihr Anblick ging ihm zu Herzen. Mutterglück leuchtete aus ihren Augen, aber ihre Mienen bekundeten doch auch, was sie Schweres erduldet hatte; sie zeigten auch, daß sie sich alles Ernstes ihrer Lage bewußt war. Wäre es seinem Herzen nach gegangen, so hätte sie sofort von Rust erfahren, daß ihr Mann noch lebe. Er aber hielt an sich, zahlte das Geld aus, ließ eine Quittung unterzeichnen und sagte dann in einem Tone, der fast Gleichgültigkeit ausdrückte: „Liebe Frau Fränzel, Ihr Mann ist zwar todt, wie die Zeitungen berichtet haben; allein ich würde an Ihrer Stelle immer noch denken, mein Mann könne am Ende doch noch wiederkommen. Im Kriege geht es ja in allen Stücken darunter und darüber, und wer kann da jeder Nachricht trauen! Das wäre doch nicht das erste Mal, daß ein

Mann wiedergekommen wäre, der als todt angesagt wurde!“

Die Frau schüttelte den Kopf und sagte: „Ich danke Ihnen für die gut gemeinten Worte; aber ich habe leider Nichts mehr zu hoffen, denn die Nachricht von dem Tode meines armen Mannes stand in einem amtlichen Zeitungsbericht.“

„Liebe Frau Fränzel,“ entgegnete Rust lebhaft, „nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich Sie etwa unnützer Weise in Unruhe versetze! Aber ich muß denn doch sagen: was heißt im Kriege amtlich? was heißt im Kriege ein amtlicher Bericht? Wie oftmal geschieht es, daß einem amtlichen Berichte ein amtlicher Widerruf oder eine amtliche Berichtigung folgt! Haben Sie seit jener Zeit nicht Tag für Tag in den Zeitungen nachgesehen? Nicht? Auch Niemand dazu beauftragt? Ei, das ist nicht gut. Wer bürgt Ihnen dafür, daß nicht schon ein Widerruf da ist? Nun gebe ich meines Theils erst recht Nichts auf jene erste Nachricht. Ich halte dafür, daß Ihr Mann noch lebt!“ —

Die Frau war bald roth, bald weiß geworden. „Mein Gott,“ sagte sie, zitternd an allen Gliedern, „Sie werfen mich in eine furchtbare Ungewißheit. Wenn Sie Recht hätten? Ich bitte Sie um Gotteswillen, helfen Sie mir dazu, daß ich schnell Gewißheit erlange! Wie setze ich mich in den Besitz aller der Zeitungen, die seit jenem schrecklichen Tage erschienen sind?“

„Aber, lieber Herr,“ hob nun die Schneiderfrau an,

indem sie die Frau Fränzel, die sich auf das Sopha niederließ, unterstützte, „warum regen Sie, ohne etwas Bestimmtes zu wissen, in der armen Frau auf's Neue solche Schmerzen auf!“

„Weshalb die Hoffnung zu früh sinken lassen!“ versetzte Rust. Ich eile und sende Ihnen in kürzester Frist die Zeitungen! Verzeihen Sie, daß ich Sie in diese Unruhe versetzt habe, und ich bitte Sie nochmals: glauben Sie an jenen Bericht nicht eher, als bis Sie alle Zeitungen durchgelesen haben!“

Damit verließ er die Wohnung.

Nun begab sich Rust zu dem Schneidermeister Friedrich, machte ihn mit wenigen Worten mit der Lage der Sache bekannt und bat ihn, seine Frau schleunigst herauf kommen zu lassen. Diese erschien in großer Erregung und war erstaunt, Rust in ihrer Wohnung zu finden. Größer aber noch war ihr Erstaunen, als sie nun die Gewißheit vernahm, daß Fränzel lebe. Rust händigte ihr den Brief von Fränzel mit dem Auftrage ein, nunmehr der Frau Fränzel die volle Wahrheit zu sagen und als unzweifelhaftes Beweisstück den empfangenen Brief vorzuzeigen.

Beide gingen zugleich die Treppe hinunter. „Entschuldigen Sie mich,“ sagte er, „bei der Frau Fränzel und weisen Sie darauf hin, daß der Zweck meines Verhaltens der war, sie für die wichtige Nachricht vorzubereiten!“

Damit verließ er das Haus, während die Frau, die den Brief unter ihr Busentuch gesteckt hatte, mit gerötheten Wangen in die Fränzel'sche Wohnung eintrat.

7. Ueber das Grab hinaus.

Daß nun Rust sofort Fränzel Nachricht gab von dem, was er selbst in seinem Hause erlebt, und von dem, was ihm die Schneiderfrau aus jener schweren Nacht mitgetheilt hatte, daß ferner ein lebhafter Briefwechsel zwischen den Ehegatten anhob, wird der Leser ohne besondere Versicherung glauben. Nicht minder wird es ihm glaubhaft erscheinen, daß Fränzel sich gegen seine Frau in begeisterter Weise über seinen väterlichen Freund — so nannte er Rust — aussprach, und daß die Frau Fränzel von hoher Achtung gegen Rust erfüllt wurde.

Rust freute sich von Herzen, daß sich nunmehr mit einiger Sicherheit hoffen ließ, die so hart geprüften Ehegatten würden, wenn Gott sie wieder zusammenführe, in einem besseren Verhältniß zu einander leben. Heut war er wiederum der Ueberbringer eines Briefes an Frau Fränzel. So oft er in ihrem Hause gewesen war, hatte sie eines und das andere heilsame Wort von ihm vernommen. Es war aber niemals von ihm ihr eheliches Verhältniß auch nur durch die leiseste Aeußerung berührt worden. Sie, erfüllt von den besten Vorsätzen, war aber doch auch nicht ohne Sorgen, ob sie wohl in allen Stücken von nun ab sich als Frau halten würde, wie es die Begründung des ehelichen Glückes erfordere. Daher hatte sie beschlossen, sich über Eines und das Andere, was ihr Herz bewegte, Rath von Rust zu erbitten.

Sie sagte nun in zutraulichem Tone zu ihm, ihr Mann

habe ihr geschrieben, sein Rath sei Goldes werth; ferner habe er hinzugefügt, er sähe es jetzt vollkommen ein, daß, wenn er Rust's Rath befolgt hätte, ihm viel bittres Leid erspart worden wäre. Nun bitte sie ihn auf das Herzlichste, er wolle ihr väterlich rathen, was sie zumeist zu pflegen, und auf welche beste Weise sie dies zu thun habe, um nach ihrem Theile den Frieden des Hauses begründen zu helfen. Den redlichen Willen, allem Unheil vorzubeugen, habe sie, das könne sie vor Gott versichern; aber wie oft ginge der Mensch auch bei dem besten Willen irre! Er möge sich ihrer annehmen und sie belehren; sie wolle mit der größten Aufmerksamkeit seinen Worten lauschen.

Das ganze Wesen der Frau zeigte es, daß es ihr ernst war mit dem Suchen nach dem ihr Heilsamen.

Rust, der sich mehr darüber freute, als er es zu erkennen gab, sagte: „In jedem Leidenskelche ruht, wie das Sprüchwort sagt, eine Perle, aber es muß Derjenige, dem der Kelch gereicht wird, sie selbst suchen und sie aufheben."

Freundliche Beihülfe sei wohl erlaubt, entgegnete die Frau, Rust möge ihr seinen freundlichen Rath nicht vorenthalten.

„Ei, ei," sagte Rust, „wie darf Derjenige von Andern kleine Summen leihen wollen, der große Summen, der Schätze in der Truhe hat! Schauen Sie ein Mal in Ihr Inneres hinein, so werden Sie an Wahrheitsschätzen und an ewig unumstößlichen Lehren der Religion so viele finden, daß Sie, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, sagen können: ich habe Alles selbst, was zur Begründung eines beglückenden Hausfriedens nöthig ist!"

„O," entgegnete die Frau, „Sie wollen mir ausweichen; aber ich halte Sie fest! In dem Unterrichte, den wir empfangen, werden uns die heiligen Lehren gleichsam in Goldbarren übergeben. Aber das Gold will geprägt, will in Münze verwandelt werden, damit man dafür das zum Leben Nöthige eintauschen könne. Wer nun in dieser Kunst nicht bewandert ist, der ist doch übel daran! Er hat und hat doch auch nicht!"

„Guter, reiner Wille," sagte Rust, „ist der beste, der untrüglichste Lehrer dieser Kunst. Auf ihn kommt Alles an. Ist er nicht da, so nützen weder die Goldbarren, noch nützt die von Andern beigebrachte Kunst, Münzen zu prägen. Dann wird in Verlegenheiten zu Spielmarken gegriffen, was dann neue und noch viel größere Verlegenheiten schafft. Hätten Sie keinen guten Willen, so würde mein Rath Nichts oder Wenig nützen; haben Sie ihn (woran ich nicht zweifle), so ist er überflüssig!"

Mit einem Anfluge von Traurigkeit schauete die Frau auf Rust. Dann hob sie auf's Neue an: „Würden Sie auch so sprechen, wenn von dem Verhältniß zwischen Meister und Lehrling die Rede wäre? Sehen Sie wohl, Sie sollen Meister sein, und ich möchte gern lernen!"

„Dürfte ich Meister sein, so müßte ein Mann mein Lehrling sein, nicht eine Frau!"

„Aber Sie kennen doch auch die Frauen. Mein Mann schrieb mir: Segnet Gott unsere Entschlüsse, so werden wir uns lieben, wie mein väterlicher Freund und seine Gattin sich geliebt haben!"

Plötzlich ward es wieder hell in dem Angesichte der Frau Fränzel, und mit Lebhaftigkeit sagte sie: „Nun weiß ich, um was ich zu bitten habe, und was Sie mir nicht abschlagen werden! Erzählen Sie mir von Ihrer lieben verstorbenen Frau!“

Rust sah schweigend vor sich nieder.

„Es ist ja,“ fuhr Frau Fränzel mit Lebhaftigkeit und Wärme fort, „nicht Neugierde, die mich zum Aussprechen dieser Bitte treibt, wahrlich nein! Es ist der herzliche Wunsch, in Ihrer Frau sein Vorbild zu finden, dem nachzustreben Segen bringen muß. Lassen Sie es geschehen, daß Ihre Frau mich durch Ihren Mund segnet! Ich möchte ja auch gern, daß mein Mann mich liebte, wie Sie Ihre Gattin liebten und noch lieben!“

Ernst, fast feierlich, hob Rust nach einigen Augenblicken an: „Ich darf es sagen, meiner Gattin Leben glich einem schönen Frühlingstage; ich darf behaupten, der einzige Schmerz, der mir durch sie bereitet wurde, war der, daß sie schied. Aber auch im Tode noch hat sie mich gesegnet!“

„Sie muß ein Engel gewesen sein!“

„Mir galt und gilt sie als ein solcher!“

„Ihr Wille, Herr Rust, war Ihrer Gattin wohl stets Gesetz?“

„Behüte! Gottes Wille war ihr oberstes Gesetz. Er verklärte ihr Empfinden, ordnete ihr Denken, bestimmte ihr Thun!“

„Geschah es nie, daß Sie, Herr Rust, Etwas wollten,

das nach der Ansicht Ihrer verstorbenen Frau nicht gut war? Wie verhielt sie sich dann?"

„Sie suchte durch Vorstellungen und Bitten ihrer Ansicht Geltung zu verschaffen."

„Die Glückliche," sagte Frau Fränzel, „sie hatte einen Mann, der auf solche Art mit sich reden ließ!"

„Auch ein Teufel hätte sie nicht auf andere Wege gebracht! Ich rede das nicht so hin. Sie hat die Probe einige Jahre lang in ihrem Jungfrauenalter unter einer bösen Stiefmutter bestanden."

„Und wenn sie nicht durchdrang mit ihrer Ansicht und ihrem Willen?"

„So duldete sie schweigend und that, so weit sie es vermochte, das Rechte. Für ihr Reden und für ihr Schweigen paßt das Dichterwort:

„Kein Stachel war an ihren Reden,
Und trotzig war ihr Schweigen nicht."

„O, ich war in vielfacher Beziehung sehr ungeläuterten Sinnes, als ich in die Ehe trat! Geht es nicht den meisten Männern so? Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben, aber da geht es eben nicht immer säuberlich zu, und wer käme gänzlich ungefährdet davon, zumal in den Jahren der Unklarheit? — Wohl dem jungen Manne, dem eine Priesterin das Heiligthum des Hauses erschließt! Aber wehe ihm, wenn dem weiblichen Wesen, dem er die Hand reichte, die priesterlich geweihte Binde der Sitte, Zucht, Demuth, der echten Religiosität, die ihr Denken und Empfinden durchdringt, fehlt! — Meine Gattin war

mir eine Priesterin des Hauses, unter deren Einwirkung das Bessere in mir gedieh, das Unlautere hinschwand. Ich sage das in dem vollen Bewußtsein dessen, daß ich heut noch, wenn ich den Maßstab der Vollendung an mein Leben lege, ein schwacher, unvollkommener Mensch bin; was aber Besseres in mir zum Wachsthum gekommen ist, das verdanke ich zumeist der Priesterin meines Hauses."

„So bewahrte Ihre Gattin wohl stets eine feierliche, ernste Haltung?"

„In ihrem Wesen," entgegnete Rust, „mischten sich Ernst und froher Sinn in wunderbarer Weise. Eines wirkte mäßigend und läuternd auf das Andere. Sie war nie verzückt und auch nie verzagt. Ihr höchstes irdisches Glück war es, ihren Mann und ihr Kind glücklich zu sehen; die Erhaltung und Mehrung dieses Glücks war der Zielpunkt all' ihres Thuns. So stand die geringste Thätigkeit, der sie sich im Hauswesen unterzog, im Dienste eines für sie hohen Gedankens und ward dadurch gewissermaßen geheiligt. Wenn ihr in ihrem Bienenfleiße die Schweißperlen von der klaren Stirn rannen, — sie war doch glücklich. Sie fühlte sich nur beunruhigt, wenn sie meinte, irgend wie und wo ihre Pflicht nicht erfüllt zu haben."

„Schloß sie sich gegen Andere ab?"

„Das nicht, aber sie suchte nicht ihre Freuden außerhalb des Hauses. Unter den Befreundeten schloß sie sich an diejenigen an, von denen sie meinte Etwas lernen zu können für das Haus und für die Erziehung ihres Kindes. Personen mit verschrobenen Köpfen und Herzen mied sie,

ohne sie durch die Art, in der sie sich ihnen entzog, zu beleidigen. Nie hatte sie Feindschaften, weder im Kreise der Bekannten, noch unter Nachbarsleuten. Sie konnte Thränen vergießen über den Fall eines Menschen, aber sie schwieg, das Gericht Gott überlassend. — Sagen Sie nun selbst, wo hätte ein Mann sich wohl lieber befinden mögen, als in der Nähe eines so liebreichen Wesens? Doch der Mann kommt in Lebensbeziehungen, die ihm bisweilen eine Art Zwang auferlegen, einer oder der andern Sache (ich deute z. E. Ausübungen gewisser bürgerlicher und politischer Pflichten an) außerhalb des Hauses Zeit zu widmen, mitunter viel Zeit, Lebensbeziehungen, für die Frauen weniger Interesse haben, als Männer, darum aber auch weniger Verständniß derselben. Da geschieht es wohl, daß eine Frau, deren Mann außerdem schon amtlich oder geschäftlich den größten Theil des Tages außer dem Hause zu thun hat, tagelang fast vereinsamt leben muß."

„Und auch in solchen Fällen nahmen Sie an Ihrer Gattin nie ein Zürnen wahr?"

„Niemals. Ich fand ihr Wesen wohl einige Male — ich möchte sagen umflort von Trauer, aber eben nur dies! Es muß ja entsetzlich, geradezu verwüstend für einen Mann sein, der, nachdem er bürgerliche oder politische Pflichten erfüllt hat, auf seinem Heimwege mit sicherem Wissen einem Grollen und Schmollen oder gar einem häßlichen Zanke entgegen geht. Dergleichen Plagen für Männer kenne ich nur vom Hörensagen."

„Ihre Gattin muß eine vortreffliche Erziehung gehabt haben. Ist Ihnen darüber Nichts bekannt geworden?“

„So viel ich vernahm,“ antwortete Rust, „war ihre Erziehung schlicht, recht, ohne Kunst. Die Hauptsache aber war, meine Gattin hatte von je an den rechten Zug des Herzens nach dem Guten und Schönen. Die Erziehung kann wohl fördern oder hemmen, nicht aber ein Element schaffen, was die Natur versagt hat. Sie öffnete ihr Herz jedem erwärmenden Lichtstrahl und verschloß es vor jedem Nebel. Religion war die Sonne, unter deren Einwirkung sie lebte und webte. Gern ging sie zur Kirche, aber nicht zu Eiferern; gern las sie nach vollendetem Tagewerk ein gutes Buch. So webte sie mir himmlische Rosen in mein Leben. Der Gedanke an sie stärkte mich jederzeit im Guten, verscheuchte gelegentlich Gedanken des Kleinmuths oder der Unlauterkeit irgend welcher Art in mir. Sie war es, die den größten Einfluß auf mich ausübte, und die ihren Einfluß jetzt noch fortgesetzt auf mich ausübt. Ihr Leben war ein schönes Gedicht, dessen Klänge für mich nicht austönen, dessen Tiefe meinem Nachsinnen immer noch reiche Lebensnahrung giebt. Weil sie demüthigen Sinnes war, gewann sie Herrschaft über mein Wesen, die bis über das Grab hinaus geht.“

Wie in Gedanken verloren, hatte Rust das Letztere gesprochen. Jetzt bemerkte er, daß die Augen der Frau Fränzel voll Thränen standen. Kaum vermochte sie, ihm eine Hand reichend und mit dem Tuche in der andern ihre Augen bedeckend, zu sagen: „Ich danke Ihnen tau-

send, tausend Mal! Hätte ich früher von Ihrer Gattin das gehört, was ich heut vernahm, oder hätte ich sie gar gekannt, es wäre wohl Vieles anders und besser gekommen! Gott helfe mir!“

Rust schüttelte der Frau bewegt, aber schweigend die Hand und entfernte sich darauf; sie aber kniete nieder an der Wiege ihres Kindes und weinte sich satt.

8. Der Verwundete.

Eben schloß Rust sein Pult zur Abendzeit, da öffnete sich die Thür, und ein Soldat trat in's Comptoir. Es war Fränzel. Die Begrüßung zwischen Beiden war, wie man sich denken kann, überaus herzlich.

Fragen und Antworten jagten einander. Fränzel hatte bei jenem Zusammenstoß eine Kopfwunde und eine Wunde am linken Arm empfangen. Erstere war geheilt, die andere Verwundung hatte eine Schwäche im Arm zurückgelassen, und auch jetzt trug Fränzel noch den Arm in einer Binde. Es war nicht zu befürchten, daß jene Schwäche anhaltend bleiben würde, und Fränzel fühlte auch von Tag zu Tage, daß sie wich, aber zum Kriegsdienst war er untauglich befunden, und ihm sein Abschied plötzlich wider Erwarten eingehändigt worden. Vor einigen Stunden erst war er zurückgekehrt.

Fränzel konnte seinen Dankgefühlen um so ungehinderter Luft machen, als er und Rust sich allein im Comptoir befanden. Er nannte Letzteren ein Mal über das andere Mal seinen Wohlthäter, seinen Retter.

Rust wollte davon Nichts hören; er lehnte die Danksbezeigungen mit den Worten ab, daß, wenn Fränzel danken wolle, er Demjenigen Dank spenden solle, der ihm sein Leben erhalten und ihm Gelegenheit gegeben habe, seinen Pflichten als Mann, als Gatte, als Vater nachzukommen. Eine neue Zeit beginne für ihn; zwischen ihr und der alten liege eine Kluft. Gott habe ihm gleichsam die Hand gereicht, ihm hinüber geholfen; jetzt solle er Gottes Hand nicht wieder loslassen.

Rust hatte in tiefer und doch zugleich freudiger Bewegung gesprochen und, indem Beide sich an das Pult lehnten an dem früher Fränzel gearbeitet, seinen Arm um dessen Nacken geschlungen. Ein Fremder, der dazu gekommen wäre, hätte leicht Beide für Vater und Sohn halten können, die eben dabei seien, einander innige, vertrauliche Eröffnungen zu machen.

Fränzel erzählte, mit welchen Empfindungen er in seine Wohnung getreten, wie liebevoll seine Frau ihn empfangen, welch ein unaussprechliches Vaterglück er empfunden, als er sein Kind in seine Arme genommen habe. Die Thränen liefen ihm dabei über die Wangen, und auch in Rust's Augen glänzte der Thränenthau. Die Braut, fuhr Fränzel fort, habe er einst geliebt, wie ein Bräutigam nur lieben könne, aber die Gattin liebe er jetzt noch tausend Mal mehr; sie wolle er aber nun auch auf Händen tragen.

„Ei, ei!“ entgegnete Rust freundlich, „so ist also trotz des Ernstes noch ein gut Theil der alten Schwärmerei

übrig geblieben? Oder wird sich nach den ersten überschwellenden Gefühlsäußerungen eine geziemende Ruhe einstellen? Wiederholen Sie Jenes, was Sie zuletzt äußerten, gegen Niemand sonst, höchstens etwa gegen sich selbst! Wer zu viel verspricht, wird ein Wortbrüchiger und erregt als solcher Unmuth, während er, wenn gar kein Versprechen über seine Lippen gekommen wäre, mit der Hälfte und dem Viertel des Gegebenen sich Dank erworben hätte. Schreiben Sie an die Pforte Ihres Herzens das Wort an: Mäßige dich, und du wirst glücklich sein! Mäßigung erhält das Gleichgewicht, allen Empfindungen, wie auch Allem gegenüber, was von Außen an uns tritt, sei es gut, sei es böse. Wer nicht mäßig ist, übernimmt sich im Guten wie im Schlimmen. — Lieber Freund, ich möchte sagen: Bruder, zügeln Sie Ihre Phantasie, die Ihnen schon ein Mal so arge Streiche spielte, indem sie Ihnen Ihre Braut mit überirdischer Glorie umkleidete! — Ihre Braut, das habe ich durchschaut, war dazu angethan, unter der Leitung eines verständigen Mannes eine ganz brave und liebenswerthe Hausfrau zu werden ....!"

„Ja, ja!" sagte Fränzel, „ich habe meine Emilie verkannt!"

„Ohne allen Zweifel!" entgegnete Rust, „und zwar ein Mal haben Sie dieselbe viel über ihren Werth, dann wieder viel unter ihren Werth geschätzt. Hüten Sie sich jetzt vor dem Ersteren, dann werden Sie um so eher bewahrt bleiben vor dem Letzteren. Gott hat Euch, Kinder, in eine harte Schule genommen; nehmt die Lehren mit gutem Willen an, die er Euch darbietet!"

„Meine Gattin,“ sagte Fränzel, „hat mir mit heißen Thränen gelobt, sie wolle sich mühen, so zu werden, wie Ihre verstorbene Gattin war, und sie hat mich gebeten, sie darin zu unterstützen und sie an dies Gelöbniß zu erinnern, sobald sie sich ein Mal vergesse.“

„Das ist schön und edel von Ihrer Gattin; doch rathe ich Ihnen: erinnern Sie dieselbe nicht mit Worten, etwa gar in Form von Strafpredigten, daran, sondern erhalten und stärken Sie ihr den guten Willen und die freudige Lust zu Allem, was schön und gut und heilsam für das Haus ist, dadurch, daß Sie selbst fortgesetzt an Ihrer Vervollkommnung arbeiten! Wer zur Höhe will, muß mühsam Stufe für Stufe hinaufsteigen, und Sie müssen Ihrer Gattin schon dankbar sein, daß der gute Wille in solchem Maße vorhanden ist. Aber lassen Sie von vorn herein die Phantasterei, zu glauben, es werde nun urplötzlich jede Schwäche beseitigt sein. Der verständige Mann führt einen Schatz von Geduld mit sich, bedenkend, daß auch er nicht vollkommen ist, daß auch er auf Geduld Anspruch zu machen habe.“

„Das haben wir uns gelobt,“ sagte Fränzel. „Und dann, mein väterlicher Freund, den auch meine Gattin verehrt wie einen Vater, haben wir Folgendes beschlossen: Tritt ein Mal ein Mißverständniß ein, dessen wir nicht Herr werden können, dann rufen wir Sie, damit Sie .....“

„Nimmermehr!“ versetzte Rust mit aller Entschiedenheit. „Nimmermehr! Wollen Sie nicht Quacksalberei treiben! Der rechte Arzt für Eheleute ist Gott, die rechte Arznei

ist sein Wort! — Alles Andere ist vom Uebel! Geduld, Nachsicht, Versöhnlichkeit, Streben nach eigner Vervollkommnung — das sind Strahlen aus dem Lichtmeer religiösen Lebens. Wo diese täglich wirken, da sammeln sich nicht jene bösen Dünste, die Ehen zuletzt unerträglich machen, und in denen die Geister und Herzen der jungen Geschlechter verkümmern."

„Sie werden uns doch aber oft besuchen?"

„Nicht oft, mein lieber Freund; gewiß aber würden Sie mich zum letzten Male bei sich gesehen haben, wenn Sie oder Ihre Frau mich zum Schiedsrichter aufriefen. Gott hat Sie wieder zurückgerufen, hat Sie wieder eingeführt in Ihr eheliches Leben, — wir haben heut zum letzten Mal über diesen Gegenstand gesprochen. Gott sei Ihr Beistand!"

Damit küßte und herzte er den Freund, der darauf mit ihm das Comptoir verließ, um zu seiner Gattin zurückzukehren.

9. In der Wiege.

So eindringliche Lehren in Worten und Thatsachen, wie sie unserm jungen Ehegatten zu Theil geworden waren, werden nicht allen Eheleuten, denen ihr Bündniß durch eigene Schuld zur Pein geworden ist, geboten. Ohne Mahnungen aber bleibt Keiner, wenngleich die Mahnungen vielfach überhört werden. Deshalb kommen auch Viele nicht aus dem Elende heraus, und indem sie, die beste Hülfe verschmähend, nach Mitteln greifen, die mit der

Religion und der Vernunft Nichts gemein haben, die sich vielfach hauptsächlich auf Anwendung von Kniffen und Pfiffen beschränken, erringen sie höchstens augenblickliche Vortheile, um hinterher Schritt vor Schritt desto tiefer dem Elende zu verfallen. Ein Segen für den Mann und für die Frau war es, in Rust einen wahren Freund gefunden zu haben, dessen eindringliches Wort den ersten und entscheidenden Anstoß dazu gab, ernste Selbstbetrachtungen anzustellen, und der, als er sein Werk vollendet hatte, eine Zurückhaltung beobachtete, wie sie im Verfolg ähnlicher Umstände selten vorkommen mag.

Von einer edlen That dieses rechtschaffenen Mannes haben wir noch zu berichten. Fränzel hatte ihn gebeten, eine Pathenstelle bei der Taufe seines Söhnchens anzunehmen, und es war von seiner Seite die Zusage erfolgt. Ein kleines Mahl war von den Eltern gegeben worden. Als die Pathen die Wohnung verlassen hatten, fand die Frau Fränzel einen Brief in der Wiege. Die Adresse war an den Täufling gerichtet. Fränzel erkannte sogleich Rust's Handschrift. Der Leser erinnert sich, daß Rust die Abzahlungen Fränzel's geordnet hatte. Es war darüber ein Schuldschein aufgesetzt worden. Dieser Schuldschein lag nun, mit Quittung versehen, in dem Couvert. Ihm war beigefügt ein Briefchen von Rust an den Täufling. Da stand geschrieben: „Mein Fränzchen! Die Annahme einer Pathenstelle bei Dir giebt mir das Recht, Etwas für Dich zu thun. So nehme ich Deinen lieben Eltern eine Last ab, damit sie ungestörter für Dich leben können." —

Es lag auf der Hand: Rust hatte die ganze Schuld bezahlt. Am nächsten Tage war Fränzel bei ihm. Er bat ihn, Abschlagszahlungen anzunehmen. Rust sagte, was er gethan, habe er zu Gunsten des kleinen Täuflings gethan; mache nun der Vater desselben ihm dennoch Zahlungen, so werde er sie dem kleinen Täufling in einer Kinder-Versicherungs-Anstalt einschreiben lassen. Wolle Fränzel aber Letzteres selbst ausführen, so sei er damit einverstanden.

So geschah es.

Drei Jahre sind vergangen; Fränzel's Familie hat sich auch noch um ein Töchterchen vergrößert. Die Eltern finden in der Häuslichkeit ihr vornehmstes Glück; die Kinder gedeihen; Gottes Segen ist mit ihnen. Manches Dunstgewölk zieht wohl gelegentlich noch auf, allein am Ehehimmel steht als Sonne versöhnlicher Sinn, und diese Sonne behauptet doch immer wieder das Feld, und unter ihren Strahlen zertheilen sich unlautere Dünste, sprossen Gebilde frischen Lebens hervor. Rust besucht die Familie jährlich ein Mal, und zwar am Geburtstage seines Pathchens, wo dann Fränzel es nicht unterläßt, dem väterlichen Freunde, ohne daß dieser es begehrt, die neuesten Quittungen der Versicherungs-Gesellschaft vorzuzeigen.

Möge das Ehepaar ferner dem guten Geiste vertrauen, der es aus tiefer Noth erlöste! —

Inhalt.

Druck von Beckmer & Minuth in Breslau.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig